

### Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die "postmoderne" armchair psychology

Straub, Jürgen

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:  
Verlag Barbara Budrich

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Straub, J. (2000). Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die "postmoderne" armchair psychology. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 1(1), 167-194. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-280752>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Jürgen Straub

## Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die „postmoderne“ *armchair psychology*<sup>1</sup>

### Zusammenfassung

Der Terminus „Identität“ lässt sich trotz seiner schillernden Vieldeutigkeit in seinen wichtigsten, in verschiedenen Theorietraditionen verbindlichen Bedeutungsaspekten präzise rekonstruieren. Der Begriff der personalen Identität ist, so wird argumentiert, ein formaltheoretisches Konstrukt. Er bezeichnet die insbesondere durch die Kohärenz (moralischer, ästhetischer Maximen-systeme und sozialer Rollen) sowie die (narrativ konstituierte) Kontinuität gewährleistete *Einheit* einer Person. Nach einer Explikation dieser theoretischen Bestimmung werden ausgewählte Beispiele der zeitgenössischen Kritik am psychologischen und soziologischen Identitätsdenken analysiert. Besonders beachtet werden alternative Konzeptualisierungen der Person und entsprechende empirische Untersuchungen des „postmodernen“ Selbst, nämlich Wolfgang Welsch's Konzeption des „pluralen Subjekts“ und – in aller Kürze – Wolfgang Kraus' Arbeit zum „narrativen Selbst“ in der Spätmoderne sowie Kenneth Gergen's Analysen des „übersättigten Selbst“. Dabei werden neben theoretischen Problemen auch und vor allem *empirische Defizite* bemängelt. Sowohl die ausführlicher analysierte quantitative als auch die qualitative Studie rechtfertigen keine epochale Diagnose eines radikalen Strukturwandels moderner Identität. Ein „postmodernes“ Selbst, das sich strukturell

### Abstract

Although the term „identity“ has an enigmatic ambiguity it can be reconstructed precisely in its binding meanings according to the various theory traditions. It has been argued that the notion of personal identity is a formal theoretical construct. It describes the unity of a person which is especially ensured through the coherence (of moral, aesthetic maxim systems and social roles) as well as the (narrative constituted) continuity. After an explication of this theoretical determination selected examples of contemporary critics on psychological and sociological identity thinking will be analysed. The alternative conceptualisations of a person and the corresponding empirical surveys on the „post-modern“ self will be particularly considered, namely Wolfgang Welsch's conception of the „plural subject“ and – very briefly – Wolfgang Kraus' work on the „narrative self“ in the late modern age as well as Kenneth Gergen's analyses on the „saturated self“. Here – among theoretical problems – especially the empirical deficiencies will be faulted. Both the more detailed analysed quantitative and the qualitative study do not justify an epochal diagnosis of a radical structural change of modern identity. A „post-modern“ self, which is structurally radically different from the determinations coming from identity theories, must be considered as a myth which is – for the moment

radikal von den in modernen Identitätstheorien vorgeschlagenen Bestimmungen unterscheidet, muß vorerst als empirisch nicht begründeter Mythos betrachtet werden. – empirically not justified.

„Der Amerikaner muß in der Überzeugung leben, daß es stets in seiner Hand liegt, über den nächsten Schritt zu entscheiden, daß er das, was er gerade unternimmt, ebenso gut auch lassen kann, daß er die eine oder eine entgegengesetzte Richtung einschlagen kann, wenn er will.“ Erik H. Erikson (1957, S. 258f.)

„Not that I would not, if I could, be both handsome and fat and well-dressed, and a great athlete, and make a million a year, be a wit, a bon vivant, and a lady-killer, as well as a philosopher; a philanthropist, statesman, warrior, African explorer, as well as a poet and saint. But the thing is simply impossible.“ William James (1892, S. 174).

## 1. Einleitung

Die sozialwissenschaftliche Identitätstheorie und Identitätsforschung ist mittlerweile ein gutes Jahrhundert alt. Im Jahr 1890 publizierte William James *The Principles of Psychology*, dessen 10. Kapitel ein nicht nur in Nordamerika in der Luft liegendes Thema ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte: *The Consciousness of Self* war diesseits und jenseits des Atlantiks zu einem Problem ersten Ranges erhoben worden, dem sich nicht mehr nur die Philosophie, sondern fortan auch empirische Wissenschaften wie die Psychologie und Soziologie widmen sollten. James' Arbeiten bildeten den einflußreichen Auftakt zu einer dauerhaften Tradition. Vor allem George H. Mead griff den Faden in höchst produktiver Weise auf. Nähere oder entferntere Verwandte des Pragmatismus, so etwa die dem symbolischen Interaktionismus zuzurechnenden Autoren, spannen ihn fort. Die Psychoanalyse darf neben dem Pragmatismus als zweite große Strömung betrachtet werden, die seit dem späten 19. Jahrhundert die Frage nicht allein nach der Einheit des Bewußtseins, sondern der Person überhaupt in ebenfalls neuartiger und einflußreicher Weise stellte. Auch hier taucht der Identitätsbegriff zunächst allerdings ebenso wenig auf wie im Pragmatismus. In Freuds Schriften spielt er als theoretischer Begriff keine Rolle. Es war bekanntlich Erik H. Erikson, der ihn in den 40er Jahren entwickelte. In *Childhood and Society* (1950, dt. 1957) wird er einer größeren Leserschaft vorgestellt, in der Folgezeit genauer bestimmt (insb. Erikson 1973; vgl. Krappmann 1997; Straub 1998a, 2000). Schon bald nach seiner Einführung durch Erikson wird er vielfach aufgegriffen. Man kann allerdings mit guten Gründen die Auffassung vertreten, daß die Identitätsproblematik der Sache nach bei James und Freud präsent war (vgl. McAdams 1997, S. 55ff.; Straub 1996). Aus diesem Grund ist es auch rechtfertigbar, den pragmatistischen Begriff des *self* mit „Identität“ zu übersetzen (Joas 1983, S. 17f.; vgl. auch Joas 1992, 1997). In den bedeutenden Schriften von Krappmann (1969) oder von Döbert, Habermas und Nunner-Winkler (1977; Döbert/Nunner-Winkler 1975; Habermas 1976a, 1976b, 1981; Nunner-Winkler 1983, 1985, 1987) ist dies bekanntlich ebenso der Fall wie in Arbeiten zahlloser weiterer

Autorinnen und Autoren (vgl. de Levita 1971). Stets wird die Identität dabei als etwas Vorläufiges gedacht, also eher als Prozeß denn als Produkt bestimmt.

Der sozialwissenschaftliche Identitätsbegriff gewann seine Bedeutung unter dem bereits im 19. Jahrhundert sich intensivierenden Eindruck, daß sich die moderne, westliche Welt bzw. die in ihr möglichen und sich aufdrängenden Erfahrungen und Erwartungen rapide wandeln, enttraditionalisieren, differenzieren und pluralisieren, teilweise „individualisieren“. Dabei wurden die soziokulturellen sowie die subjektiven, biographischen Transformationen zu einem guten Teil als kontingentes, von Unsicherheiten und Unwägbarkeiten durchzogenes Geschehen erlebt. Die Identitätstheorie gehört in den Fächer jener Antworten, die die Sozialwissenschaften auf die immer drängenderen Fragen des zur massenhaften Erscheinung gewordenen *uomo senza certezze* (Prandstraller 1991) gaben. Noch heute steht die Frage, wie die (psychische und praktische) Einheit der Person unter der Voraussetzung radikaler Deontologisierung, Temporalisierung, Enttraditionalisierung, Reflexivierung, Differenzierung, Relativierung des Weltbilds, Pluralisierung soziokultureller und biographischer Erfahrungs- und Erwartungsstrukturen gewährleistet bzw. überhaupt gedacht werden kann, im Mittelpunkt identitätstheoretischer Überlegungen und der darauf bezogenen empirischen Forschung (z.B. McAdams 1997; Rosenberg 1997). Manche (post-modernen) Autorinnen und Autoren vertreten allerdings die Auffassung, diese Frage könne einfach *ad acta* gelegt und das Subjekt als eine *Vielheit* gedacht werden, die in keine einheitliche Form oder Struktur mehr zu bringen sei.

Gewiß ist das Spektrum der Probleme, die unter Titeln wie „Selbst“ und „Identität“ verhandelt werden, mittlerweile außerordentlich weit. Ein Blick in die *Psychological Abstracts* deutet das schwindelerregende Ausmaß an, in dem die einschlägige Forschung während der letzten drei Jahrzehnte angewachsen ist. Ashmore und Jussim (1997, S. 5) führen in ihrer Einleitung zum ersten Band einer bemerkenswerten Buchreihe folgende Statistik an: „The total number of self- and identity-related abstracts (not counting duplicated listings) were 9.752 for 1974 to 1983 and 21.798 for 1984 to 1993. [...] The grand total of psychology publications on self and identity for 1974 to 1993 is 31.550.“ In der Soziologie und anderen Disziplinen verhält es sich kaum anders.

Im folgenden geht es hauptsächlich um den bereits angedeuteten, speziellen und zugleich sehr grundlegenden Gesichtspunkt. Mit ihm steht und fällt der Begriff personaler Identität. Er war von Anfang an zentral für das identitätstheoretische Denken und verbindet alle subjekttheoretischen Entwürfe, die davon ausgehen, daß eine orientierungs-, handlungs-, interaktions- und beziehungsfähige Person als einheitliche Struktur konzipiert werden muß. Die Bezeichnung just dieser Struktur, Form oder Gestalt einer nämlichen Person lautet seit geraumer Zeit eben: „Identität“. Ich werde argumentieren, daß wir gute Gründe dafür haben, noch heute an diesem Begriff festzuhalten. Die Theorie personaler Identität ist auch unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen der sog. westlichen Welt kein Anachronismus. Soweit ich sehe, bleibt diese Diagnose von den unbestreitbaren – bisweilen jedoch sehr dramatisierten – Veränderungen der praktischen und kommunikativen Selbstbeziehung vieler Zeitgenossen des ausgehenden 20. Jahrhunderts unberührt. Empirische Analysen, die uns auf solche Veränderungen aufmerksam machen, verdienen zweifellos Aufmerk-

samkeit. Zu einer radikalen Umstellung des subjekt- bzw. identitätstheoretischen Vokabulars zwingen sie uns jedoch nicht. Bevor ich auf einige Defizite postmoderner Konzepte des nicht (mehr) mit sich identischen Selbst zu sprechen komme, skizziere ich, wie die als Identität bezeichnete Einheit der Person gedacht werden kann. Von den teilweise beträchtlichen Unterschieden, die zwischen den im 20. Jahrhundert entwickelten Identitätstheorien natürlich bestehen, sehe ich ebenso ab wie von der Uneinheitlichkeit der Terminologie.

## 2. Identität als Einheit der Person: Kontinuität, Konsistenz, Kohärenz

Der im folgenden skizzierte Begriff ist ausschließlich auf leibliche, sprach- und handlungsfähige Subjekte gemünzt. Dingen, Pflanzen und Tieren kann demnach keine personale Identität zugesprochen werden. Anders als Habermas (1974, S. 25), Maturana (1987, S. 298f.) oder Welsch (1993, S. 311), die bereits auf organismischer Ebene von der Entwicklung einer Identität sprechen, wird der hier verwendete Begriff für die theoretische Erschließung einer spezifisch menschlichen Fähigkeit und Leistung reserviert. Aus anderen Gründen ist auch von der Identität eines Kollektivs im folgenden nicht die Rede (vgl. dazu Straub 1998a).

Meinen Ausführungen liegt die theoretische Annahme zugrunde, daß die Identität einer Person sozial konstituiert und vermittelt ist, der einzelne also auch im Hinblick auf seine Identitätsentwicklung kein solitäres, sondern ein soziales Wesen ist (Todorov 1996). Neben den Möglichkeiten, die jedes Wesen, das eine offene Zukunft vor sich hat, verkörpert, ist es gerade auch diese Tatsache, die es sinnvoll macht, das Selbst in gewisser Weise *als einen Anderen* zu begreifen. Der Ausdruck „personale Identität“ steht hier also nicht – wie es andernorts der Fall sein mag – im Kontrast zur „sozialen Identität“. Die Binnenperspektive des Subjekts läßt sich gleichwohl von der Außenperspektive, von Interaktionspartnern oder Beobachtern, unterscheiden. Im übrigen wird die Frage, ob und in welcher Weise das Verhältnis zwischen „Person“ und menschlicher Sozialität als spannungsreicher Konflikt oder als Widerstreit gedacht werden kann (oder sogar sollte), als eine Frage aufgefaßt, die *nicht* in das Feld der Identitätstheorie, sondern in dasjenige einer Theorie der *Individualität* gehört. Im Gegensatz zu der in der Literatur sehr häufig anzutreffenden, erhebliche Verwirrung stiftenden Vermengung dieser sachlich verschiedenen Problemkreise wird vorgeschlagen, die Identitätsfrage – „wer bin ich (geworden) und wer möchte ich sein?“ – von der Individualitätsfrage – „unterscheide ich mich von allen anderen und bin in diesem Sinne ein einzigartiges, unverwechselbares Individuum?“ – strikt zu scheiden. Wer an Identitätsproblemen leidet, muß an seiner Individualität keine Zweifel hegen, und wer sich seiner Individualität nicht sicher ist, kann dennoch „wissen“, wer er ist und sein möchte.

Alle bedeutenden Identitätstheorien gehen davon aus, daß keine Person ihre Identität von Geburt an und im weiteren Verlauf ihres Daseins einfach besitzt. Sie muß vielmehr erworben und, unter den spezifischen Anforderungen, die

körperliche, psychosexuelle und psychosoziale Entwicklungen sowie mannigfache kontingente Erfahrungen mit sich bringen, erhalten werden. Die dafür notwendigen Leistungen sind ohne die Fähigkeit zum Symbolgebrauch, letztlich ohne die kommunikativen Möglichkeiten, die die menschliche Sprache bietet, nicht denkbar. Wie auch immer die Identitätsbildung auf der Leiblichkeit des Menschen, auf vorsprachlichen und präreflexiven Momenten des Selbst- und Weltverhältnisses eines Subjekts aufruht (und ohne diese auch nicht auskommt), kann personale Identität in den entscheidenden Hinsichten als stets nur vorläufiges, zerbrechliches Resultat der kommunikativen Verständigung eines Menschen mit sich und anderen angesehen werden, als Ergebnis einer in den Vollzug der sozialen Praxis eingelassenen Verständigung zumal, in der die Sprache eine herausragende Rolle spielt.

Zu den angekündigten Begriffsbestimmungen im einzelnen: Von der *qualitativen* Identität läßt sich ein *struktur-* oder *formaltheoretischer* Begriff abgrenzen und seinerseits durch eine Analyse der Begriffe *Kontinuität*, *Konsistenz* und *Kohärenz* näher bestimmen. Unter *qualitativen* Gesichtspunkten kann die Identität einer Person in unterschiedlichen Definitionsräumen (Frey/Haußer 1987, S. 13ff.) durch alle möglichen, soziokulturell und individuell variable, „fundamentale“ oder „akzidentelle“, persönlich wichtige oder unwichtige Identitätsprädikate gekennzeichnet werden (vgl. Straub 1991, S. 56f.; 1996, S. 59; Tugendhat 1979, S. 282ff.; mit Lewin könnte man in motivationstheoretischer Perspektive auch von zentralen und peripheren Aspekten der qualitativen Identität sprechen). Die *theoretische* Bedeutung des Identitätsbegriffs liegt in der formalen oder strukturalen Definition. Diesbezüglich sind die variablen qualitativen Identitäten einzelner belanglos. Ob jemand einem Beruf nachgeht oder seinen Lebensunterhalt mit ständig wechselnden Gelegenheitsarbeiten verdient, ob jemand enthusiastischer Liebhaber des Jazz oder musikalisch desinteressiert ist, ob jemand politisch engagiert ist oder nicht, hetero- oder homosexuell – diese und zahllose andere qualitative Identitätsprädikate haben kein Gewicht, wenn es um die Frage geht, wie die *Form* oder *Struktur* des kommunikativen Selbstverhältnisses einer Person theoretisch begriffen werden kann, wie sie (aus empirischen Gründen) bestimmt werden muß oder (aus normativen Gründen) bestimmt werden sollte. Die *empirische* Identitätsforschung kann sich selbstverständlich für die *qualitative* Identität von Personen und Angehörigen verschiedener (sozialer) Gruppen, Altersklassen etc. interessieren, ohne sich allzu sehr mit dem theoretischen Identitätsbegriff auseinandersetzen zu müssen. Sie untersucht dann beispielsweise in entwicklungspsychologischer, sozial- oder persönlichkeitspsychologischer, historisch-psychologischer oder kulturpsychologischer Perspektive die qualitative Identität bestimmter Personen (bzw. ausgewählte Aspekte qualitativer Identitäten).

Die Klarheit des Identitätskonzepts hängt vom Präzisionsgrad der Begriffe ab, die im einzelnen angeben, was die als kommunikative Struktur oder Form aufgefaßte Identität einer Person eigentlich ausmacht. Diese strikt auseinanderzuhaltenden Begriffe lauten: Kontinuität, Konsistenz, Kohärenz. Wenn man personale Identität zunächst als *Einheit* einer nämlichen Person begreift und diese Einheit an sozial vermittelte, psychische Integrations- oder Syntheseleistungen des Subjekts bindet, kommt im zweiten Schritt alles darauf an darzule-

gen, worin diese Syntheseleistungen im einzelnen bestehen und mit welchen praktischen, kommunikativen bzw. symbolischen „Mitteln“ sie vollbracht werden. Erzähltheoretische Analysen haben gezeigt, in welcher Weise narrative Selbstthematisierungen speziell *Kontinuität* und die damit verbundenen Identitätsaspekte gewährleisten.<sup>2</sup> Für die Begründung dieses Zusammenhangs ist folgendes Argument entscheidend: Allein der erzähltheoretische Zugang berücksichtigt angemessen, daß „die Person, über die man spricht, und daß der Handelnde, von dem die Handlung abhängt, eine Geschichte haben, daß sie ihre eigene Geschichte sind“ (Ricoeur 1996, S. 141). Personale Identität läßt sich, recht besehen, „nur in der zeitlichen Dimension des menschlichen Daseins artikulieren“ (ebd.). Als diachrone Identität aber ist sie, wie Ricœurs (1988, z.B. S. 87) konstitutionstheoretische Analysen des „inneren“ Zusammenhangs zwischen Zeit und Erzählung nahelegen, eine narrative Struktur und damit abhängig vom Akt des Erzählens (vgl. Ricoeur 1996, insb. S. 141ff., S. 173ff.). Die Identitätsfrage „*wer bin ich (geworden) und wer möchte ich sein?*“ findet ihre Antwort gerade auch in *Selbst-Erzählungen*, die einen Anfang, eine Mitte und ein (vorläufiges) Ende besitzen. Zumindest beziehen sich solche Selbstthematisierungen implizit auf dieses triadische Schema – wie unvollständig der Plot im einzelnen Fall auch entfaltet sein mag, wie sehr die konkrete Erzählung das Schema einer starren Chronologie auch durchbricht (mehr oder minder kunstvoll). Weil die menschliche Zeit, die historische und biographische zumal, im Akt des Erzählens konstituiert und entworfen wird, muß auch die diachrone Identität einer Person notwendigerweise in Form einer Geschichte, also narrativ artikuliert werden. Diese These, deren unmittelbare Konsequenzen für die empirische Identitätsforschung auf der Hand liegen – narrative Verfahren der Datenerhebung werden unverzichtbar –, steht mit im Zentrum aller narrativistischen Ansätze (auch in der Soziologie und Psychologie).<sup>3</sup>

Prinzipiell gilt: Kontinuität, mithin auch Identität, ist nichts Gegebenes, sondern etwas mit symbolischen Mitteln Erschaffenes, Konstruiertes und somit Vorläufiges, Zerbrechliches. Sie ist im wesentlichen an die Retrospektive und an nachträgliche Repräsentationen gebunden. Aber auch Antizipationen, einschließlich vorweggenommene Retrospektiven im Tempus des Futurum exaktum, sind wichtig für die Bildung und Reproduktion von Kontinuität. Struktur und Dynamik des Erzählaktes stehen im Dienst der *aktiven Selbstkontinuation* von Subjekten. Eine Person erhält sich im Wandel der Zeit als ein und dieselbe (unter anderem) dadurch, daß sie Geschichten bzw. eine Selbst-Geschichte erzählt, die temporale Differenzen (und die damit verwobenen Selbst-Veränderungen) „relationiert“, synthetisiert und die präsentierte Lebensgeschichte dadurch als einheitlichen Zeitzusammenhang, als autobiographische Gestalt, erscheinen läßt. Dieser Zusammenhang kann kognitiv repräsentiert und reflektiert werden. Er wird aber auch, so heißt es häufig, emotional als solcher erlebt. Was mit dieser durchaus klärungsbedürftigen Redeweise gemeint sein könnte, ist zumindest intuitiv nachvollziehbar, sobald man sich die allgemein vertraute Kontrasterfahrung vor Augen führt: Schmerzliche, momentan oder für immer „unfaßliche“, narrativ nicht integrierbare, vielleicht in keiner Weise symbolisierbare Brüche und Zerissenheiten gibt es wohl in jedem Leben. Momente oder Phasen, in denen alle tragfähigen Ant-

worten auf die Identitätsfrage „Wer bin ich und wer will ich sein?“ in unerreichbarer Ferne scheinen, sind niemandem völlig fremd. Nicht nur „Bekehrungsberichte“ enthalten Zeugnisse solcher Nächte personaler Identität“ (Ricœur 1996, S. 204). Allerdings wissen die zuständigen Wissenschaften, allen voran die Psychologie, noch immer viel zu wenig über dieses – wie schon Erikson sagte – *Gefühl* der Kontinuität und Identität, seine psychologischen Voraussetzungen und Implikationen.<sup>4</sup>

Die auf Kontinuität abzielende Erzählung führt, einem gängigen Vorurteil zum Trotz, keineswegs zur nachträglichen „Eliminierung“ von Kontingenzerfahrungen. Sie macht Kontingenz vielmehr deutlicher bewußt. Sie bedarf ihrer und *bearbeitet* sie. Gewiß, diese Bearbeitung führt auch zur Reduktion von Kontingenz, genauer zu einer Art Verwandlung. Die Erzählung verleiht der Kontingenz nämlich, wie Ricœur dargelegt hat, ein „neues Gesicht“ (Ricœur 1985; Straub 1998c, S. 143-162). Sie macht aus der erlebten Kontingenz, aus einem abrupten, diskontinuierlichen Vorfall, der ins Leben einbricht und für den Betroffenen dennoch etwas „Äußerliches“ darstellt, etwas Sinn- und Bedeutungsvolles. Sie transformiert ein kontingentes Geschehen in ein artikulierbares, in eine Geschichte integrierbares Widerfahrnis. Dieses besitzt fortan eine narrativ konstituierte Bedeutung. Die „wilde“ Kontingenz wird durch die Erzählung in eine geregelte transformiert, und so „wird der Zufall in ein Geschick verwandelt“ (Ricœur 1996, S. 183), ein Geschehen in einen Bestandteil einer Lebensgeschichte und narrativen Identität.<sup>5</sup> Die narrative Konstruktion von biographischer Kontinuität und personaler Identität reduziert *und* bewahrt Kontingenzerfahrungen. Die Erzählung schafft Kontingenzbewußtsein, während sie das Diskontinuierliche, Zufällige, Widerfahrnisartige unserer Erfahrung kognitiv bearbeitet und zu dessen emotionaler Verarbeitung beiträgt.

Narrative Sinn- oder Bedeutungsstrukturen führen Differentes, ja Heterogenes, innerhalb *einer* stimmigen Gestalt zusammen. Erzählungen relationieren und integrieren Differenzen in der Sach-, Sozial- und Zeitdimension. (Was selbstverständlich nicht heißt, diese Differenzen würden aufgehoben.) Der Akt des Erzählens verknüpft und synthetisiert, was zunächst nicht zusammengehört und zusammenzupassen scheint. Der Plot einer Erzählung vermittelt „zwischen der Verschiedenheit der Ereignisse und der zeitlichen Einheit der erzählten Geschichte; zwischen den disparaten Bestandteilen der Handlung, den Absichten, den Ursachen, den Zufällen und dem Fortgang der Geschichte; schließlich zwischen der reinen Abfolge und der Einheit der Zeitform“ (Ricœur 1996, S. 175). Auch Bruner (1998) verweist auf die vielfältigen Vermittlungs- und Integrationsfunktionen der Erzählung, auf ihre Fähigkeit, Spannungen auf ganz unterschiedlichen Ebenen als dissonante Konsonanz (oder diskordante Konkordanz; Ricœur 1996, S. 174) zu artikulieren, jedenfalls nicht einseitig aufzulösen. Die narrative Operation versöhnt Kategorien, die vielfach als unvereinbar gelten: Identität und Verschiedenheit, Einheit und Differenz, Kontinuität und Diskontinuität, Allgemeines und Besonderes, etc. Schließlich sei auf McAdams (1997, S. 70) verwiesen, der lebensgeschichtliche Erzählungen als einen integrativen Rahmen für verschiedene, realisierte und imaginierte Identitätsaspekte – „possible selves, ought selves, ideal selves, undesired selves, selves-with-particular-others“ – begreift. Die narrative Identität ist dementsprechend eine



überaus dynamische Struktur. Die Erzählung konstituiert Identität als Einheit der Person, ohne zu unterschlagen, daß diese Einheit eine stets fragile und beständig zu reproduzierende Synthese des Differenten und Heterogenen ist. McDams (1997, S. 56) spricht in seiner differenzierten Abhandlung von einem „unifying, integrative, synthesizing process about which psychologists of widely different pedigrees have written with great conviction“ und verknüpft diesen auch als *selfing* bezeichneten Vorgang aufs engste mit dem Erzählen von Geschichten. Nichts repräsentiert die als Einheit begriffene personale Identität in so umfassender Weise wie die erzählte Lebensgeschichte eines Menschen (ebd., S. 63ff.).<sup>6</sup>

Insofern diese Einheit als Zeitzusammenhang gebildet, erlebt, wahrgenommen und reflektiert wird, bezeichnen wir sie als Kontinuität. Es sollte deutlich geworden sein, daß Kontinuität nicht schon dadurch gegeben ist, daß im Leben eines Menschen alles beim Alten bleibt. Ein moderner, identitätstheoretisch relevanter Kontinuitätsbegriff läßt sich nicht gegen „Veränderung“ ausspielen. Personale Kontinuität bedeutet vielmehr, daß jemand bei allen wechselnden Umständen, denen er ausgesetzt war, bei allen Entwicklungen, die er durchlaufen hat, und bei allen (äußeren und inneren) Veränderungen, die er erfahren, vielleicht erhofft und angestrebt hat, von sich und anderen als dieselbe Person „identifizierbar“ ist. Diese Identifikation hat allerdings nichts mit äußerlichen Merkmalen oder einem konstant bleibenden Substrat zu tun. Zum Zweck dieser Identifikation bedarf es narrativer Darstellungen eines Selbst und narrativer Erklärungen seines Werdegangs. Das moderne Denken von Kontinuität *ist* geradezu, so paradox es klingen mag, ein Denken und symbolisches Bearbeiten von Kontingenz und Veränderung. Von Kontinuität zu sprechen heißt nicht: etwas unangetastet lassen und als solches konservieren (wollen), gerade so, als wolle man die Persistenz einer Substanz sichern. Kontinuitätsvorstellungen haben im vorliegenden Zusammenhang vielmehr damit zu tun, daß ein modernes Subjekt im klaren Bewußtsein, daß Zeit vor allem eine Chiffre für Wandel, Diskontinuität und Differenz ist, gleichwohl die Einheit eines Lebenszusammenhangs einsichtig machen kann. „Kontinuität“ meint die mit praktischen, kommunikativen und symbolischen Mitteln operierende, aktive Selbstkontinuierung eines Subjekts. Kaum etwas ist diesbezüglich von so elementarer Bedeutung wie das Geschichtenerzählen.

Man muß sich bei alledem im klaren darüber bleiben, daß der Willkür und Macht des Subjekts Grenzen gesetzt sind. Wie der gute Wille und vorgängige Entschluß hat auch die nachträgliche Erzählung nur eine begrenzte Kraft, Psychisches zu gestalten bzw. zu integrieren. Kontinuität und die damit verwobenen Identitätsaspekte lassen sich *nicht beliebig* durch nachträgliche, kommunikative Erzählakte herstellen (Anghehrn 1985, S. 327). Den vielleicht überzeugendsten Beleg hierfür liefern traumatische Erlebnisse. Diese werden als gewaltsame und leidvolle Erlebnisse radikaler Heteronomie vom Ich abgewehrt, vom eigenen Selbst abgespalten – und gehören doch untrennbar zu ihm. Als nichtidentische, desintegrierte, nicht artikulierte Elemente stören, behindern oder verhindern sie Identitätsbildungsprozesse und führen zu Identitätskrisen – möglicherweise bis hin zum irreversiblen Identitätsverlust.

Kontinuität, Kohärenz und Konsistenz bedeuten nicht dasselbe. Den begrifflichen Unterscheidungen entsprechen sachliche Differenzen. Die Begriffsge-

schichte liefert uns einen Hinweis, den auch die Theorie personaler Identität ernst nehmen sollte. „Kontinuität“ und „Kohärenz“ bezeichnen zwar gleichermaßen einen „einheitlichen Zusammenhang“, und noch das griechische Wort *συνεχής* hielt nicht auseinander, was erst im Lateinischen als *continuum* und *cohaerens* geschieden wurde (vgl. Straub 1996, S. 73). „Kontinuität“ bezog sich fortan auf einen zeitlichen Zusammenhang. Identität ist jedoch nicht allein temporal strukturiert, Kontinuität nicht die einzige formale oder strukturelle Konstituente der Identität. Gewiß, auch im Hinblick auf die Sach- und Sozialdimension besitzt das Erzählen eine „relationierende“, synthetisierende oder integrierende Funktion. Diesbezüglich gewinnen jedoch andere Sprachformen an Gewicht. Konsistenz wird nicht, Kohärenz nicht primär narrativ konstruiert. Zu diesen formaltheoretischen Begriffen, durch die sich die einheitliche Struktur der „Identität“ auf *synchroner* Ebene genauer bestimmen läßt, in aller Kürze:

Von *Konsistenz* spreche ich im Hinblick auf die *logische* Verträglichkeit von Sätzen und Satzsystemen, durch die Personen ihre qualitative Identität artikulieren. Diese Widerspruchsfreiheit von Aussagen ist jedoch ein eher untergeordneter Aspekt personaler Identität. Wo es letztlich um die *psychische* Einheit des Subjekts geht, sind rein logische Ordnungen sekundär. Sehr viel bedeutsamer ist jene *Kohärenz*, die nicht lückenlos als logische Widerspruchsfreiheit rekonstruierbar ist. So können etwa moralische und ästhetische Maximensysteme oder auch soziale Rollen unter dem Gesichtspunkt ihrer Kohärenz betrachtet werden (Straub 1996), wobei dieses Kriterium in hohem Maße von soziokulturellen Vorgaben abhängig ist. Zum Beispiel: Welche soziale Rollen eine Person in kohärenter Weise kombinieren kann, ist keine im engeren Sinn logische Frage. Es sind soziokulturelle Werte und Normen sowie ästhetische Standards, die festlegen, ob es „möglich“ ist, tagsüber als Bankdirektor seinen Geschäften nachzugehen, um abends seine sexuellen Neigungen als Transvestit in öffentlichen Lokalen zur Schau zu stellen und „auszuleben“; für einen katholischen Bischof, dem an der Kohärenz seines Selbst liegt, käme letzteres keinesfalls in Frage. Im Hinblick auf alle denkbaren Orientierungen und Orientierungssysteme, Handlungen und Praktiken gilt: Was zueinander paßt oder in ein stimmiges Verhältnis zu bringen ist, ist häufig nicht hinreichend mit (universell gültigen) logischen Argumenten zu beantworten. Solche Antworten sind vielmehr von einer Lebensform, einer kontextgebundenen und in diesem Sinn partikularen *Sozio-* oder *Psycho-*Logik abhängig. Am Rande bemerkt: Wir wissen noch viel zu wenig darüber, wie eine nicht auf logische Konsistenz reduzierbare, vom Subjekt „spürbare“, fühlbare oder erlebbare Kohärenz eigentlich zustandekommt und reproduziert wird, worin genau sie besteht, wie sie (sprach-) symbolisch artikulierbar und kognitiv repräsentierbar ist. Ebenso ist längst nicht hinreichend geklärt, aus welchen Gründen und auf welche Weise sie gefährdet wird und zerbrechen kann.

Festgehalten sei, daß es mit allen Begriffen, durch die die Konturen identitätstheoretischen Denkens genauer abgesteckt werden, darum geht, die fragile Einheit, die zerbrechliche ganzheitliche Struktur oder *Gestalt* einer kommunikativen-, handlungs- und beziehungsfähigen Person näher zu bestimmen. Dabei fungiert der Identitätsbegriff als ein *Idealtypus* im Sinne Max Webers. Als solcher ist der Begriff heuristisch fruchtbar und eröffnet empirisch noch immer

triftige, ja unerläßliche akzentuierende Unterscheidungsmöglichkeiten (vgl. Erikson 1988, S. 119f.). Ein Idealtypus ist keine „Idealisierung“ im psychoanalytischen Sinn, der Identitätsbegriff keine versteckte psychodynamische Abwehr des Nichtidentischen. Die bedeutenden Identitätstheorien haben dies ausnahmslos gewußt – Mead, Erikson, Habermas, Nunner-Winkler und einige andere betonen je auf ihre Weise, daß die Identität der Person niemals das reine Gegenteil des Nichtidentischen sein kann und sein soll. Keiner und keinem von ihnen liegt an der Idealisierung und Propagierung eines pseudoharmonischen Selbstverhältnisses, in dem die unweigerlich von Fragen und Zweifeln, Konflikten und Krisen durchzogene Kommunikation durch eine erzwungene Einstimmigkeit und Eintönigkeit ersetzt ist. Im Unterschied zu manchen postmodernen Stimmen idealisieren sie auch nicht die affirmierte Nichtidentität, die, wie Thyen (1989, S. 201) in kritischer Absicht sagt, gegenwärtig „dem Vielen, dem Verschiedenen, dem Fremden, dem Anderen als Prädikat“ zugesprochen wird – als könne Identität psychologisch anders begriffen werden denn als Synthese des Vielen, Verschiedenen, Heterogenen, mit anderen Worten: als fragile Einheit der ihr zugrundeliegenden Differenzen.

### 3. Das „vielheitsfähige, plurale Subjekt“: eine postmoderne Alternative zur Identität?

Theoretiker der Postmoderne stellen die mit dem Identitätsbegriff angezeigte Einheit der Person radikal in Frage. Im folgenden wird ein herausragendes Beispiel für diese Infragestellung behandelt, wobei vor allem die entwickelte Alternative genauer betrachtet werden soll. Neben der empirischen Basis des (mehr oder weniger) neuen Modells eines als Vielheit begriffenen Selbst interessiert auch die theoretische Konstruktion. Wolfgang Welschs Entwurf kann als besonders ambitioniert gelten. Dieser Autor präsentiert seine Ausführungen als philosophisches Projekt und wissenschaftlich-empirische Diagnose in einem und beansprucht dabei, eine Zeitdiagnose ganz auf der Höhe ihrer Zeit zu formulieren. Die Erörterung von Welschs Diagnose wird durch Hinweise auf Arbeiten anderer Autoren ergänzt. Dabei zeigt sich, daß das postmoderne Subjekt noch immer auf seine empirische Erforschung und theoretisch überzeugende Konzeptualisierung wartet.

Welsch stellt in einem vorwiegend an die philosophische Zunft adressierten Aufsatz die Frage, „wie Subjekte heute *real* verfaßt sind“ (Welsch 1991, S. 347). In weiteren Beiträgen richtet er sich mit seinem Anliegen, die seines Erachtens längst im Gang befindliche Transformation des modernen, „starken“ Subjekts hin zum postmodernen, „schwachen“ Subjekt auf den Begriff zu bringen, an eine breitere Leserschaft (z.B. 1993). Das vom Autor hervorgehobene Interesse an der *realen* Verfaßtheit soll eine Weichenstellung markieren, die die philosophische, allzu „akademische“ (und deswegen in vielerlei Hinsicht „schiefe und unfruchtbare“) „Debatte um das Subjekt“ in ein neues Fahrwasser führt. Wie es um die Subjekte heute *tatsächlich* steht, wie diese verfaßt sein müssen, um mit den heutigen Lebensverhältnissen einigermaßen zurechtzukommen, sind Fra-

gen, die die Philosophie, so Welsch, zu Unrecht vernachlässigt hat und noch immer marginalisiert. Für eine Philosophie jedenfalls, die ihre Zeit in Gedanken fassen möchte, seien diese Fragen zentral. Dieser Anspruch läßt auch Vertreter der empirischen Disziplinen aufhorchen. Er macht unmißverständlich klar, daß es dem Autor nicht um ein vom Alltag der Vielen abgekoppeltes, akademisches Glasperlenspiel geht. Ebensowenig bescheidet sich Welsch mit der Rede über ästhetische Experimente und Techniken des Selbst, wenngleich professionelle ästhetische Praktiken und Produkte – man denke etwa an die von Welsch (1990) ausführlich interpretierten Arbeiten Cindy Shermans – manch wichtigen Wink für das Verstehen des „Subjektseins“ unter ganz alltäglichen, mehr oder minder allgemeinen Lebensbedingungen liefern mögen. (Insofern das Ästhetische als αἰσθησις im Sinne einer für jede Praxis unabdingbaren *Wahrnehmung* begriffen wird, gibt es, worauf Welsch mehrfach hinweist, ohnehin kein von ästhetischen Momenten unabhängiges Denken.) Welsch interessiert sich für ein lebenspraktisches, psychosoziales Problem. Sein fragender Zugriff auf das Neue, ja Unerhörte unserer Zeit will alle Spiegelfechtereien um ein „Konstrukt Subjektivität“ und „Destrukt Non-Subjektivität“ ignorieren. Jenseits der falschen Alternative „Subjekt – ja oder nein?“ gehe es darum, „für oder gegen *welches* Subjekt man ist. [...] Modernisten und Postmodernisten haben das Subjekt nur verschieden *interpretiert*, es kommt drauf an, wie *es* sich *verändert*“ (Welsch 1991, S. 347).

Wie also ist es um die Subjekte bestellt? Was heißt und erfordert es, *heute* Subjekt zu sein und sein zu können? Wie kann die behauptete Veränderung beschrieben, das Neue vom Alten begrifflich unterschieden und in deskriptiver Absicht näher qualifiziert werden? Zusammengefaßt läßt sich sagen: Der „neue Typus von Subjektivität“ (ebd. 350), den Welsch diagnostiziert und der ihm „unter heutigen Bedingungen geboten zu sein scheint“ (ebd.), entstand unter Bedingungen einer „objektiven Pluralisierung“ der Verhältnisse. Er ist eine unter diesen Bedingungen ganz unumgängliche, *notwendige* Entwicklung. *Pluralität* begreift Welsch als Codewort der Postmoderne, das bündelt, wodurch die heutigen Lebensverhältnisse maßgeblich bestimmt sind. Die von Welsch gemeinte Pluralität ist dabei nicht schon dadurch gegeben, daß es „vielfältige Individuen“ und auch sonst so mancherlei, mehr oder minder Verschiedenartiges gibt. Im Gegensatz zu diesem „Oberflächen-Pluralismus“ bezieht sich Welschs postmoderner Begriff „auf Phänomene *einschneidender* Pluralität, also beispielsweise auf die Heterogenität von Lebensformen oder Orientierungsweisen und Sinnzusammenhängen. Solche Pluralität besteht heute nicht mehr nur *zwischen* den Kulturen, sondern bereits *innerhalb* ihrer. Die Einsicht in die Faktizität, Legitimität und Unüberschreitbarkeit dieser unterschiedlichen sozialen und kulturellen Formen (mitsamt ihrer Konflikthaftigkeit) prägt das postmoderne Bewußtsein“ (ebd., S. 351).

Diese Diagnose stützt Welsch durch Bezugnahmen auf Autoren aus unterschiedlichen Disziplinen ab: Er zitiert etwa Daniel Bells Ausführungen über antagonistische gesellschaftliche Sphären bzw. Subsysteme und den damit verwobenen Gedanken, daß Individuen „mehrfache Anhänglichkeiten und Identitäten“ besitzen, „cross-cutting identities“. Auf der Ebene der „Weltanschauung“ erinnert Welsch an Max Webers Rede vom „Polytheismus der Werte“ und vom

„Kampf zwischen einer Mehrheit von Wertreihen“. Ebenso wird auf Paul Valerys Pluralisierung widersprüchlicher und dennoch „gleichermaßen anerkannter“ Wahrheiten und Urteile sowie deren Lokalisierung auch in *ein und demselben* Individuum verwiesen; nach Valery hat der einzelne stets mehrere Möglichkeiten zu urteilen, zu handeln und zu leben, und als postmodernes Subjekt nutzt er diese Optionen, tut also in vergleichbaren Situationen mal dies, mal jenes, wobei er die sich widersprechenden oder widerstreitenden Alternativen *für gleichermaßen gut begründet und legitim* hält. Er legt sich auf nichts mehr fest. Schon im nächsten Moment könnte er, mit gleichbleibend guten Gründen, ganz anders urteilen, handeln, leben, ja sogar *ein ganz Anderer sein*.<sup>7</sup>

Welschs subjekttheoretische Hauptthese klingt einfach: Unter Bedingungen objektiver Pluralität muß „das Leben der Subjekte selbst ein ‚Leben im Plural‘ werden – und zwar sowohl nach außen wie nach innen, also sowohl im Sinn des Lebens *inmitten* dieser unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexte als auch im Sinn eines Lebens, das *in sich* mehrere solcher Entwürfe zu durchlaufen, zu konstellieren, zu verbinden vermag. Äußere Pluralitätsadäquanz wird dabei am vollständigsten dort gelingen, wo innere Pluralitätskompetenz gegeben ist“ (ebd., S. 352). Die entscheidende, gegenüber „transzendentalphilosophisch angesetzten“ Bemühungen „pragmatisch veränderte Subjektfrage“ lautet: „Wie ist der Subjekttypus verfaßt, der eines solch internen ‚Lebens im Plural‘ fähig ist? Welche Struktur von Subjektivität ist dafür nötig?“ (ebd.) Die an Nietzsche erinnernde Lösungsformel lautet: Man muß dieses postmoderne Subjekt selbst *als Vielheit* oder von seiner *inneren Pluralität* her denken und nicht mehr – wie es für die Moderne typisch war – als Einheit auffassen.

Um das für ihn zentrale Konzept genauer zu bestimmen, durchstreift Welsch, nachdem er Weber, Valery und Bell hat zu Wort kommen lassen, die Kunst und die Philosophie: so geht es von Hugo von Hoffmansthal zu Robert Musil (und Maurice Blanchot), von Walter Benjamin zu Gilles Deleuze und Felix Guattari, deren Ruf nach dem „Schizo“ Welsch bekräftigt und überbietet, wenn er (rhetorisch) fragt, ob wir nicht „angesichts der pluralen Wirklichkeit mehr als schizophren“, nämlich „polyphren“ werden müssen (ebd., S. 355)? Die Antwort scheint klar: „Polyphrenie ist, recht verstanden, die gelingende Form der Identität, nicht deren Bedrohung“ (ebd., S. 358). Fernando Pessoa liefert nach Welsch ebenso ein Modell des postmodernen Vielheitsmenschen wie Alberto Caeiro, Ricardo Reis, Álvaro de Campos oder Julião Sarmiento, Valie Export und die bereits erwähnte Cindy Sherman (womit man allerdings doch wieder vor der Aufgabe stünde, zu zeigen, *inwieweit* die ästhetische Inszenierung von „Sequenzen eines Selbst, dem keine angebbare Identität mehr zugrunde liegt und das in seinen verschiedenen Szenen und Rollen nicht etwa den Facettenreichtum einer Person, sondern den Übergang von einer Identität zur anderen demonstriert“ [ebd., S. 355], eigentlich etwas über die sog. „realen“ Subjekte und deren Praxis sagt). Lediglich erwähnt sei, daß Welsch natürlich auch in der Philosophie einige Kronzeugen ausfindig macht (Pico della Mirandola, Leonardo da Vinci, Montaigne kommen zu Wort, Nietzsche, der das „Subjekt als Vielheit“ radikalisiert und nobilitiert, bekommt eine Schlüsselstellung am Tor zum 20. Jahrhundert; an anderer Stelle [1993] bezeugen Horkheimer und Adorno und einige andere die untersuchte Tendenz). Schließlich möchte ich auf die affirmative Bezug-

nahme auf psychologische Texte aus unserer Zeit verweisen: So zitiert Welsch Kenneth Gergen (1990, S. 195), der den postmodernen Menschen als „eine bunte Mischung von Potentialen [versteht], wobei jedes Potential eine oder mehrere der Beziehungen, in die wir uns einlassen, darstellt.“ Daneben kommt Heiko Ernst zu Wort, der Gergens (1996) Position wiedergibt, wenn er ein Bild der „Übersättigung“ des Selbst zeichnet und die „Multiphrenie“ als heute bereits normale Struktur der Persönlichkeit begreift. Peter Gross' (1985) Analyse der „Bastelmentalität“ findet ebenso Erwähnung wie Heiner Keupps Vorschlag, (post-) moderne Subjektstrukturen im Sinne eines *crazy quilt* zu verstehen und als eine Art *Patchwork-Identität* zu denken (zur Kritik dieses Konzepts vgl. Straub 1991).

Welsch skizziert eine in Stichworten abgefaßte Geschichte der Pluralisierung des Subjekts. Seine Darlegungen wecken bisweilen spontane Zustimmung. Sie wirken nicht zuletzt anregend und herausfordernd für jene Erfahrungswissenschaften, die sich bislang eines identitätstheoretischen Vokabulars bedienten und demzufolge die Einheit der Person für ein unabdingbares psychisches Strukturmerkmal orientierungs-, handlungs- und beziehungsfähiger Subjekte hielten. Welschs Ausführungen unterstellen streckenweise jedoch auch eine Evidenz vermeintlich nackter Tatsachen und enthalten theoretische Argumente, an denen man mit guten Gründen zweifeln kann. Die Schwächen von Welschs Position sind dabei durchaus symptomatisch für das postmoderne Denken des schwachen Subjekts.

### 3.1 Epochale Zeitdiagnosen und ihr empirisches Fundament

Die wichtige Frage, was die von Welsch angeführten Dokumente der abendländischen Hochkultur im Hinblick auf die empirischen Wirklichkeiten unserer Tage eigentlich genau besagen, läßt der Autor unbeantwortet. In dem Aufsatz aus dem Jahr 1991 findet sich kein Hinweis auf empirische Untersuchungen, die Welschs epochale Zeitdiagnose stützen würden. Was für den empirischen Sozialforscher eher eine klärungsbedürftige Angelegenheit darstellt, scheint für den Philosophen eine ausgemachte Sache zu sein. Es ist zwar unbezweifelbar, daß sich insbesondere während der letzten drei, vier Jahrzehnte die allgemeinen Lebensbedingungen (auch) in den Gesellschaften der sog. westlichen Welt erheblich verändert haben. Man kann einen Teil dieser Veränderungen – zu bestimmten Zwecken – auf die Formel der Pluralisierung bringen. Sehr viel fraglicher ist aber, wie deren Konsequenzen für die Subjekte angemessen zu beschreiben und zu begreifen sind, und zwar vor allem dann, wenn man sich – was Welsch tut – an *deren* je eigenes Selbstverhältnis und Selbstverständnis halten mag. Hat man tatsächlich die Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder im Blick (oder jedenfalls einen bemerkenswerten Teil der Gesellschaft), dann stellt sich schon die Frage, wie Welsch denn eigentlich zu seiner Diagnose gelangt. Die von ihm versammelten Zeugnisse sind keineswegs überzeugende empirische Befunde, die die These einer radikalen und allgemeinen Transformation „des Subjekts“ belegen könnten. Wie Welsch im Hinblick auf diese Zeugnisse selbst sagt: „Es kommt nur darauf an, die passenden Dokumente zu finden“, und die gibt es „zu schier allem“ (ebd., S. 355).

Eine soziologische oder sozialpsychologische Zeitdiagnose, die an der kommunikativen Selbstbeziehung der Subjekte ansetzt und diesbezüglich einen allgemeinen Wandel in dessen Tiefenstruktur behauptet, läßt sich nicht allein durch Bezugnahmen und Zitate wie die von Welsch angeführten begründen. Selbst wenn man als gesellschaftliche Tendenz deuten mag, was die Stimmen einiger weniger verkünden, rechtfertigte diese Interpretation noch keine umfassende Zeitdiagnose, die, wie Welsch (1993, S. 282) mit Philipp Sollers sagt, aus jedem einzelnen „eine offene Kombination einer Vielzahl von Stimmen“ werden läßt – fernab jeder traditionellen Vorstellung, die in der einen oder anderen Weise darauf pocht, daß diese Kombination nicht als bloßes Nach- und Nebeneinander unverbundener Elemente angesehen werden kann, sondern als einheitlicher Zusammenhang konstruiert und rekonstruiert werden muß.

Welsch weiß selbstverständlich, daß seine Argumente mit einem außerordentlich hohen Anspruch verknüpft sind – gerade auch hinsichtlich ihrer empirischen Grundlagen. In dem 1993 publizierten Aufsatz unternimmt der Autor einen Versuch, diesen Anspruch zu erfüllen. Zwar heißt es auch dort zunächst ziemlich kategorisch: „Neu ist heute, daß diese Verfassung [das plurale Subjekt, J.S.] sich quer durch die Schichten der Gesellschaft ausbreitet, daß innere Pluralität von der Ausnahme zur Regel wird. Man wendet sich von den Selbstbeschneidungseffekten des alten Subjekttypus ab“ (ebd., S. 282). Der Autor verweist nun aber nicht mehr nur auf Vorzeichen und Zeugnisse in unterschiedlichen Diskursen, die für die besagte Transformation des Subjekts stehen, sondern sieht dieselbe empirisch bestätigt: „Die *freundin*-Studie ‚Frauen-Welten‘ bestätigt die Tendenz zum pluralen Subjekt in erstaunlichem Maß“ (ebd., S. 283). Es scheint nun also ganz unbezweifelbar, daß sich empirisch längst durchgesetzt hat, was von Welsch seit langem normativ ausgezeichnet und propagiert wird:<sup>8</sup> Alle in der erwähnten Studie Befragten erkennen an, „daß die plurale Existenzform nicht etwa eine von profillosen Anpassern ist, sondern daß sie Mut erfordert, mehr Lebensmöglichkeiten eröffnet und daß ihr die Zukunft gehören wird. Die äußere Pluralität unterschiedlicher Orientierungen in der Gesellschaft erfordert heute innere Pluralisierung als Bedingung äußerer Pluralitätskompetenz. Nur der intern Pluralisierte vermag mit der objektiven Pluralität zurechtzukommen“ (ebd.).

Kann man die erwähnte Studie wirklich so umstandslos als eine empirische Bestätigung der These von der internen Pluralisierung lesen, wie Welsch das tut? Bedenken sind angebracht. Gewiß, auch Welsch überzeugt die *freundin*-Studie „Frauen-Welten“ nicht in jeder Hinsicht. So will er „nicht verschweigen, daß mir manche der Kriterien, die der Typenbildung zugrunde gelegt wurden, zweifelhaft erscheinen“ (ebd., S. 299). Auch andere Aspekte dieser Studie sind, wie der Initiator des Projekts teilweise selbst offenlegt (Reigber 1993), nicht über jeden Zweifel erhaben. So muß man meines Erachtens etwa fragen, ob nicht bereits die zweigleisige Anlage der Untersuchung problematisch ist. Wo zunächst einmal „das Konsum- und Medienverhalten der erwerbsfähigen Frauen“ (ebd., S. 19) interessiert, ist es keineswegs gewährleistet, daß dieses Untersuchungsinteresse die als Nachbefragung angelegte Datenerhebung im zweiten Teil, die auf „das soziale und sozialpsychologische Verhalten“ (ebd. S. 19) abzielte, nicht unbeeinflußt ließ. Letztlich stand das wettbewerbsorientierte Anliegen

der Auftraggeber (Burda-Verlag) im Vordergrund – *daneben* sollte die Pilotstudie auch noch Erkenntnisse abwerfen, die die Grundlagenforschung bereichern.<sup>9</sup> Sehr viel schwerer wiegen jedoch methodische Einwände (ebd., S. 46f.). Das Projekt zielte auf die Erforschung vor allem folgender Sachverhalte: „die Geschlechtsrollenorientierung, das Pluralitätsbewußtsein, die sozialen und beruflichen Lebenswelten, das Verhältnis zur Technik sowie das Konsum- und Medienverhalten“ (ebd., S. 16). An anderer Stelle werden die folgenden, überaus komplexen Bereiche angeführt: Konzept der Frauenförderung, Androgyniekonzept, Lebensweltenkonzept, Postmodernekonzept, Konsum- und Medienverhalten. Neben diesen Themenkomplexen sollte auch deren (mit multivariaten Verfahren untersuchte) Interdependenz analysiert werden. Zu diesem vielschichtigen Zweck wurden (im Forscherteam umstrittene) Fragebögen eingesetzt. Die Nachbefragung der insgesamt 3001 Frauen sollte jeweils maximal 90 Minuten dauern. Angesichts des großen Spektrums an interessierenden Fragestellungen (und zusätzlich verfolgter methodischer, an Qualitätskriterien der repräsentativen Umfrageforschung [!] orientierten Untersuchungsinteressen) wurden zwei Splitfassungen des Fragebogens vorgelegt. Die Befragungen wurden von Interviewern durchgeführt, die – so Reigber unter Bezugnahme auf bisherige Erfahrungen – eine längere als die von vornherein angesetzte Befragungszeit „negativ beurteilt“ hätten (ebd., S. 25).

Man muß allein nach der Kenntnisnahme dieser methodischen Anlage der Untersuchung annehmen, daß im Rahmen der Nachbefragung keinesfalls Daten erhoben werden konnten, die zufriedenstellende Einsichten in die (manifesten und latenten) *subjektiven Deutungs- und Orientierungsmuster* sowie die damit verwobenen *Selbstverständnisse* der Befragten ermöglichen. Ohne der *freundin*-Studie ihre (wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch bedeutsamen) Erträge abzusprechen, kann man festhalten: Speziell der Wandel der kommunikativen Selbstbeziehung, den Welsch diagnostiziert, ist auf einer solchen Datenbasis kaum angemessen analysierbar. Hier laufen die Qualitätsstandards der quantitativen Umfrageforschung und die methodischen Kriterien einer Forschung, die zunächst einmal eventuelle qualitative Veränderungen in der Subjektstruktur rekonstruieren und beschreiben will, doch einigermaßen aneinander vorbei.

Was speziell das hier interessierende Pluralitätsbewußtsein angeht, lassen die von den befragten Frauen erbetenen Stellungnahmen zu einem Gedicht Nietzsches kaum weitergehende Deutungen zu.<sup>10</sup> Es ist nicht nur so, daß sich, wie Reigber (1993, S. 47) schreibt, aus den Äußerungen der Befragten keinerlei Schlüsse auf das praktische Verhalten im Alltag ziehen lassen. Darüberhinaus sagt die Tatsache, daß sich bestimmte Frauen in dem Gedicht (bzw. in der darin sprechenden Person) wiedererkennen, sich mit dieser identifizieren (ebd., S. 46) oder daß einige Frauen das „Gedicht bejahen“, so gut wie nichts über die von Welsch diagnostizierte und propagierte „interne“ psychische Pluralität, von einem „multiplen Selbst“ oder dergleichen ganz zu schweigen. Der Schluß von den Äußerungen der Befragten auf eine psychische Struktur im Sinne eines postmodernen Selbst ist unter methodischen Gesichtspunkten haltlos. Um eine derartige Deutung als methodische Interpretation anlegen und rechtfertigen zu können, müßten die Rezeption und Lesart des Gedichts hermeneutisch sorgfältig rekonstruiert und auf sehr viel umfassendere Selbstthematisierungen der interviewten Frauen



bezogen werden (können), als es in der „Frauen-Welten“-Studie der Fall war. Die sehr selektiven Kriterien für „postmoderne“ Bewußtseins- oder Einstellungsmuster, die der Konstruktion der Fragebögen und der Datenauswertung zugrundegelegt wurden, sind für Welschs Zwecke unzulänglich. Gimmler und Sandboth haben Recht mit ihrer Feststellung, daß „über einige Typen der Pluralitätstypologie keine inhaltlichen Aussagen getroffen werden können“ (zit. nach Reigber 1993, S. 48). Betrachtet man sich die Kriterien und die Prozeduren, die zur Zuschreibung eines (mehr oder minder ausgeprägten) postmodernen Bewußtseins führten, genauer, wird die beträchtliche Kluft zwischen dem forschungsleitenden, philosophisch-theoretischen Konzept des pluralen Selbst einerseits, dem empirisch Erfassten andererseits unübersehbar. Die als „Basisorientierungen“ des radikal-postmodernen Bewußtseins präsentierten Einstellungen haben, soweit ich sehe, nichts spezifisch Postmodernes an sich. Man findet all das auch in modernen Subjektmodellen. Nicht selten ist sogar unklar, was bzw. warum diese Orientierungen etwas mit Pluralität zu tun haben (dem Merkmal, an dem das postmoderne Bewußtsein in der „Frauen-Welten“-Studie hauptsächlich festgemacht wird). Die Konstruktion der Typologie basiert auf vier Dimensionen:

1. „Radikale“ Toleranz (im Sinne einer über die bloße Duldung hinausgehenden Akzeptanz des Anderen): Äußern sich die Befragten auf die Fragen, ob sie (a) mit Angehörigen einer bestimmten Personengruppe (z.B. Aids-Kranke) im selben Haus wohnen oder am selben Arbeitsplatz tätig sein wollen und (b) ob Angehörige dieser Gruppe zu ihrem Freundeskreis zählen könnten, positiv, bekommen sie den Zahlenwert 1 zugeschrieben; insgesamt sind 29 Personengruppen im Spiel, so daß der Gesamtscore (der nicht gewichteten) Antworten bei maximal toleranten Untersuchungsteilnehmern 29 beträgt. (Diesen Höchstwert hat allerdings niemand erreicht.)
2. Pluralitätsbewußtsein, festgestellt über die Zugehörigkeit bzw. Nicht-Zugehörigkeit zu bestimmten, insgesamt 40 Identifikationsgruppen. Beispiele: Als Indikator des Pluralitätsbewußtseins gilt, daß sich jemand zu den Leuten zählt, „die grundsätzlich jede Art von Gewalt ablehnen“, „die tolerant“ und „allen Dingen des Lebens gegenüber aufgeschlossen sind“ oder daß sich jemand von Gruppen distanziert, die politisch „ganz rechts“ stehen oder denen „Ordnung über alles geht“.
3. Akzeptanz von insgesamt 21 Zeitgeist-Phänomenen: Postmodernen Geist vertritt, wer „voll und ganz befürwortet“, daß „Frauen sich im Berufsleben gegenüber Männern durchsetzen“, „berufstätige Frauen ihr Kleinkind zu einer Tagesmutter geben“ oder Männer Erziehungsurlaub nehmen.
4. Pluralitätsorientierter Erziehungsstil, der an 22 (sehr, eher, weniger, überhaupt nicht) wichtigen Erziehungszielen festgemacht wird, z.B. „Vorurteile kritisch betrachten und überdenken“, „eine Minderheitenposition vertreten zu können, zu seinen Ansichten stehen“.

Jede Dimension wurde nun in Quintile unterteilt, was die folgenden, sehr pragmatisch begründeten (und auch etwas willkürlichen) Zuordnungen erlaubte: Wer mit seinen Summenwerten in allen vier Dimensionen jeweils in den obersten zwei Quintilen liegt, gehört zum „radikal-postmodernen“ Typ. (Besonders „radikal“ sind einige wenige, deren Werte stets im obersten Quintil liegen.)

Wer es in drei Dimensionen schafft, wendet sich in diffuser Weise der Pluralität und Heterogenität zu und gehört zu der „moderat-postmodernen“ Gruppe. Wer noch in zwei Dimensionen das Kriterium erfüllt, gehört zum „fortschrittlich-modernen“ oder „konventionell-modernen“ Typus, und der Rest bildet die vierte Gruppe des „traditional-verhafteten“ Typus. Ganz offenkundig wurde bei der ganzen Konstruktion der Typologie das theoretisch-philosophische Konzept des pluralen Selbst verwässert und aufgeweicht. Der Prädikator „postmodern“ ist zu einer Bezeichnung für ein Sammelsurium von Einstellungen und Meinungen geworden, von dem unklar ist, in welcher Weise es ein intern pluralisiertes, einheitsloses multiples Selbst repräsentiert. Der Begriff des postmodernen Selbst verlor im Strudel empirischer Forschung deutlich an Kontur. Würde er als Maßstab der empirischen Analysen kurzerhand (normativ) vorausgesetzt bzw. wirklich ernst genommen, bliebe er leer. Im Hinblick auf die erste Dimension konzidiert Reigber: „Man wird dann feststellen müssen, daß es heute kaum einen postmodernen Typus unter den Frauen gibt“ (ebd., S. 50). Die fragwürdige (Not-) Lösung, um das Konzept zu retten, mußte daher lauten: „Als Empiriker sage ich mir: Nimm die Menschen so, wie sie sind und teile sie danach ein, wer diesem Typus (dem radikal-postmodernen, J.S.) am ehesten entspricht, wer also den ‚Anflug des postmodernen Bewußtseins‘ hat“ (ebd., S. 50).<sup>11</sup>

Die diskutierte empirische Studie bildet keine geeignete Grundlage für die Diagnose eines epochalen Wandels von Subjektstrukturen, und zwar auch dann nicht, wenn man die Befunde auf die Population der in Deutschland arbeitenden Frauen einschränkt. Eine solche empirische Basis fehlt, soweit ich sehe, den Theorien des postmodernen Selbst generell. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es ist gewiß richtig (und kaum überraschend), daß zahlreiche Zeitgenossen die Erfahrung vielfältiger Handlungs- und Lebensmöglichkeiten teilen und die eigene Lebensform als etwas Besonderes und Kontingentes zu sehen gelernt haben. Auch die Einsicht oder Forderung, es *mit* oder wenigstens *neben* den Anderen und Fremden, nicht aber gegen sie, versuchen zu „müssen“, ist heute omnipräsent (wenn auch nicht unbekämpft). Das Bewußtsein, daß in verschiedenen Kontexten unterschiedliche Verhaltensweisen angebracht sind, daß Verhaltensweisen also nicht einem einzigen, durchgängigen Prinzip folgen, sondern von kompetenten Akteuren flexibel an den Fluß der Situationen angepaßt werden müssen, ist eine bleibende Erkenntnis nicht zuletzt der soziologischen Rollentheorie. (Die Kritik an manchen Varianten dieser Theorie kann uns noch heute davor bewahren, das Subjekt als einen bloßen Rollenspieler und flexiblen Anpassungsvirtuosen zu betrachten.) Die Tatsache, daß Handlungstypen eine je spezifische Rationalität besitzen und einer je besonderen „Logik“ folgen, ist uns vertraut. Daß es auch im Grundsätzlichen und Grundlegenden Vieles gibt und nicht Eines, bleibt heute kaum mehr jemandem verborgen, wenngleich es längst nicht allen gelingt, mit dieser unumgänglichen Erfahrung zurechtzukommen. Kurz: Pluralitätsbewußtsein in diesem Sinn ist, in Europa heute mehr denn je, ein Bestandteil des praktischen und wohl auch des diskursiven Wissens der Vielen. Nur bedeutet dies noch lange nicht, man müsse, um die als kommunikative Selbstbeziehung begriffene Binnenstruktur dieser Subjekte angemessen beschreiben und begreifen zu können, das Identitätskonzept der modernen Psychologie und Soziologie *ad acta* legen und die Auffassung vertreten, das multiple

Selbst werde ubiquitär, die „Polyphrenie“ sei „die gelingende Form der Identität, nicht deren Bedrohung“ (Welsch 1991, S. 358), usw. In *diesem* Sinne verstanden beruht die Diagnose, das „plurale Subjekt“, das alle Ansprüche auf die Einheit, Kohärenz und Kontinuität seines Lebenszusammenhangs gelassen aufgebe, sei das reale und unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen probate, taugliche, überlebensfähige (Welsch 1993, S. 303f.), auf keinem hinreichenden empirischen Fundament.

Dieses Mißverhältnis wird auch von anderen Studien nicht beseitigt. Zu exemplarischen Zwecken sei die Arbeit von Wolfgang Kraus (1996) erwähnt. Kraus' qualitative Untersuchung wird zunächst einmal dem eigenen theoretischen Anspruch, das post- bzw. spätmoderne Selbst als *erzähltes*, narratives Selbst zu erforschen, nicht gerecht. Die vom Autor formulierten Probleme, an denen sich eine Theorie der „narrativen Konstruktion von Identität in der Spätmoderne“ (Kraus) abzuarbeiten hätte, können – aus logisch zwingenden Gründen – zu einem guten Teil *allein* durch interpretative Analysen von autobiographischen Erzähltexten bearbeitet werden. Das empirische Material, auf das sich Kraus stützt, besteht jedoch keineswegs aus narrativen Selbstthematizationen, die einen zufriedenstellenden Einblick in Identitätskonstruktionen oder das (vom Autor diagnostizierte) postmoderne Scheitern einheitsstiftender Selbst-Erzählungen liefern könnten. Die ausgewerteten Daten sind keine Texte, in denen Selbst-Geschichten hätten artikuliert, verweigert, dekonstruiert oder durch andere Formen der Selbstthematization ersetzt werden können. Vielmehr wurde den untersuchten Personen ein „Fragebogen zur persönlichen Zukunft“ vorgelegt, in dem unter anderem „dreimal die Frage ‚Wer wirst du in fünf Jahren sein?‘ zu beantworten“ (ebd., S. 190) war. Auf die im Rahmen einer Klassenzimmerbefragung entstandenen Stellungnahmen zu dieser einen (!) Frage – auf „relativ kürzelhafte Texte“ (ebd., S. 191) also – bezieht sich Kraus. Mey moniert zurecht, daß die vorgelegten Befunde nicht „aus der empirischen Auseinandersetzung [...] mit jugendlichen Modi der Herstellung von Identität [gewonnen wurden]. Auch fehlt der Datenanalyse jegliche lebensgeschichtliche Perspektive“ (Mey 1999, S. 101).

Auch wer sich keineswegs den methodischen Standards und Gütekriterien einer am experimentellen Paradigma orientierten, reproduktiven Empirie verpflichtet fühlt, sondern die wissenschaftliche Erfahrungsbildung stärker an Aristoteles' Begriff der *εμπειρία* orientiert (Straub 1989, 1999) und demgemäß offene, qualitative und interpretative Verfahren der Erkenntnisbildung für notwendig hält, wird gegen die Untersuchung von Kraus erhebliche Bedenken hegen. Dabei ist es zweitrangig, daß sich auf der Grundlage von 40 untersuchten Fällen keinesfalls weitreichende Schlußfolgerungen über einen epochalen Umbruch der Identitätskonstruktionen moderner Subjekte ziehen lassen.

Ein letztes Beispiel, wiederum ganz eigener Art. Der Sozialpsychologe Kenneth Gergen ist zweifellos ein sensibler Beobachter, der als Autor stets eine herausfordernde Lektüre bietet. Jedoch stellt auch er in seiner einschlägigen Analyse des „übersättigten Selbst“ (Gergen 1996) keine empirischen Befunde vor, die seine Theorie des postmodernen, multiphrenen Subjekts stützen. Alles, worüber er in dem genannten Buch schreibt und reflektiert, zwingt uns keineswegs dazu, das Individuum – im Sinne eines, wie man sagen könnte, *anthropo-*

*logischen Elementarismus* – nur noch als eine bloße „Spaltung in eine Vielfalt von Selbstinvestitionen“ (ebd., S. 131) aufzufassen, als Schnittpunkt durch und durch kontingenter, fragmentierter, zusammenhangsloser Erfahrungen, Erwartungen und Projekte. Es ist alles andere als selbstverständlich, daß die schiere Masse an kurzlebigen, synchron sprechenden Stimmen (im Kontext leibhafter Begegnungen, im Fernsehen, Radio, Telefon und der virtuellen Welt der Computer, etc.) den einzelnen dazu nötigt, seine Identität „aufzulösen“ und sein „sozial übersättigtes“ Selbst in Myriaden von unverbundenen Elementen zu „zerstreuen“.

Die Diskrepanz zwischen der öffentlichen, streckenweise hitzigen Debatte über ein postmodernes Selbst und einer – zumal *methodisch* angemessenen – empirischen Forschung, die die entscheidenden Fragen beantworten helfen könnte, ist beträchtlich. Solange Defizite wie die skizzierten bestehen, haben Diskussionen über das postmoderne Selbst und „neue“ Subjektivitätsformen eine stark „spekulative“ (und normative) Schlagseite. Wie nicht zuletzt zahlreiche Untersuchungen aus dem Feld der interpretativen Biographieforschung zeigen, gibt es noch immer gute empirische Gründe, mit Helsper (1997) vor einem neuen, postmodernen Subjekt- und Jugendmythos zu warnen. Dessen sehr interessante Ausführungen zeigen im übrigen, wie sehr man mit vorschnellen Deutungen einer im biographischen Verlauf höchst vielfältigen, von einschneidenden Umbrüchen geprägten Existenz (eines Jugendlichen) fehlgehen kann. Manche vermeintlich postmoderne Existenz läßt sich schwerlich als heiterer, ja nicht einmal als gelassener Umgang mit der Vielfalt heterogener Lebensformen, Sinnmuster und Orientierungssysteme begreifen. Sorgfältige Analysen biographischer Selbstthematizierungen zeichnen unter Umständen ein anderes Bild – und dieses Bild zeugt nicht selten von intensivierten Identitätsproblemen (vgl. auch Darmstädter/Mey 1997). Solche Befunde sollten im übrigen davor warnen, die Risiken, die die Bedrohung oder gar Auflösung von Identität für die betroffene Person mit sich bringt, gering zu schätzen oder zu verharmlosen. Keupp (1996, S. 391) weist in einer jüngeren Arbeit nachdrücklich darauf hin, daß der bisweilen proklamierte Abschied von der Identität „offensichtlich sehr viel riskanter [ist], als es in manchen postmodernen Animationen klingt.“ Schließlich ist festzuhalten: Auch in Fällen, in denen der biographische Wandel grundlegender Handlungs- und Lebensorientierungen keine ungelösten Identitätsprobleme anzeigt, sondern die (womöglich sogar intendierte) Transformation der *qualitativen* Identität eines Subjekts, kann man das identitätstheoretische Vokabular der modernen Psychologie und Soziologie bestens gebrauchen. Lebensgeschichtliche Erzählungen beschreiben und erklären solche Transformationen in spezifischer Weise (Straub 1999a, S. 141ff.; 1999b), und indem sie das tun, tragen sie zur Kontinuität und Kohärenz der durch Übergänge charakterisierten Identität eines modernen Subjekts bei, mithin zu dessen *in sich* vielfach differenzierter Einheit.

Der Stand der empirischen Forschung legt einstweilen folgende Quintessenz nahe: Die gewiß auf allgemeine Zustimmung stoßende Intuition zunehmender Vielfalt und Unübersichtlichkeit reicht nicht aus, um radikale Umstellungen des subjekt-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Vokabulars zu begründen. Dazu besteht auch aus anderen Gründen keinerlei Zwang: Das identitätstheoretische

Denken hat, wie dargelegt, seine *Wurzeln* gerade in jenen Veränderungen und Bewegungen, die in der Regel als Ursachen oder Katalysatoren der längst zum konventionellen Topos gewordenen Unübersichtlichkeit und Unsicherheit in Betracht gezogen werden. Helsper (1997, S. 176) charakterisiert das *moderne* Selbst dementsprechend und ganz zu Recht als „besonders offen, differenziert, reflexiv und ... individualisiert“. Er macht im übrigen einen interessanten, kultur- und gesellschaftsgeschichtlich sowie entwicklungspsychologisch plausiblen Vorschlag. Er geht nämlich davon aus, daß eine „postmoderne Lebens- und Selbstform“, die sich durch einen gelassenen, ja spielerischen Umgang mit Kontingenz, Differenz, Pluralität und Heterogenität auszeichnet, nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß die biographische Entwicklung auch noch im Jugendalter „von massiven Selbstkrisen frei sein müsse“ (ebd., S. 201). Dies setzt sozialisatorisch-interaktive Kohärenz und Kontinuität sowie das von anderen – den Eltern und/oder sonstigen wichtigen Bezugspersonen – gewährte Vertrauen und deren Anerkennung voraus. Schließlich fordert Helsper, von einem „postmodernen Subjekt“ nur dann zu sprechen, „wenn eine Transformation des Subjekts in dessen Tiefenstruktur freigelegt werden kann: nicht auf der Ebene kognitiver und symbolischer Kompetenzen, die kulturelle Vielfalt erst begründet (vgl. Oevermann 1991), sondern auf der Ebene der Herauskristallisierung einer idealtypischen, kulturell spezifizierten Subjektformation. Das aber ist eine empirisch rekonstruktive Frage und meines Erachtens bisher kaum eingelöst“ (ebd., S. 182).

### 3.2 Das postmoderne Selbst: Zum Potential eines theoretischen Begriffs

Das identitätstheoretische Denken in Disziplinen wie der Psychologie und Soziologie gilt zurecht als eine der wichtigsten Errungenschaften der modernen Sozial- und Kulturwissenschaften (Joas 1997, S. 227ff.). In ihm artikuliert sich wie in kaum einer anderen Theorie die Wirklichkeitserfahrung und die darin begründete Selbstauffassung des modernen Menschen der sogenannten westlichen Welt. In ihm wird die Struktur und Dynamik der kommunikativen Selbstbeziehung jener Personen auf den Begriff gebracht, die soziale Wirklichkeit nicht mehr als einigermaßen festen, durch unhinterfragte Traditionen, Institutionen und Rollen permanent reproduzierten Bestand erfahren. Das „Sein“ wird in modernen Gesellschaften in hohem Maß als ein von Kontingenz durchsetztes, durch Offenheit charakterisiertes Werden erfahren, das den einzelnen erhebliche Anpassungsleistungen, Eigenverantwortung und eine ihr Leben keineswegs nur bereichernde „Flexibilität“ und Veränderungsbereitschaft abverlangt. Deontologisierung, Temporalisierung, Dynamisierung, Enttraditionalisierung, Relativierung des Weltbilds, Differenzierung, Pluralisierung, Individualisierung, Reflexivierung, radikale Skepsis – alle diese Begriffe markieren *Komplemente* oder *Implikate* der modernen Theorie personaler Identität, nicht aber theoretische Oppositionen. Dasselbe gilt, nebenbei gesagt, nicht zuletzt für jene (auch vernunftkritische) Sensibilität gegenüber der Installierung repressiver Zwangs- und Gewaltstrukturen, die den Umgang von Subjekten mit sich und anderen bestimmen (können).

Am modernen Begriff personaler Identität ist manches präzisierbar, und auch die empirische Identitätsforschung kann sich über einen Mangel an offenen Fragen keineswegs beklagen. Den Vergleich mit der Empirie und Theorie des postmodernen Selbst braucht das psychologische und soziologische Identitätsdenken jedoch nicht zu scheuen. Neben den empirischen Defiziten der postmodernen *armchair psychology*, die quer über die Fachgrenzen hinweg betrieben wird, leidet diese auch an gravierenden theoretisch-konzeptionellen Schwächen. Die vielleicht am schwersten wiegenden Mängel können durch folgende „Alternative“ auf den Punkt gebracht werden:

(1) *Entweder* wird dem postmodernen Selbst durch die jeweils verwendete Begrifflichkeit eine psychosoziale Verfassung zugeschrieben, die allzu umstandslos an diejenige von erheblich leidenden, in ihrer Orientierungs-, Handlungs- und Beziehungsfähigkeit beeinträchtigten, vielleicht sogar von schwer kranken Menschen angeglichen wird. Dies geschieht immer dann, wenn traditionelle psychopathologische Termini zur theoretischen Deskription der Binnenstruktur postmoderner Subjekte verwendet werden. Dabei sagt man sich gemeinhin von der „Einheit der Person“ los. Die zitierten Redeweisen vom poly- oder multiphrenen Subjekt, das in einer höchst klärungsbedürftigen Weise als nicht-pathologische Überbietung des schizophrenen Selbst betrachtet wird, sind Beispiele dafür. Ebenso könnte man an Ausdrücke wie „gespaltenes“, „fragmentiertes“, „fraktales“, „zerstreutes“, „disparates Selbst“ und dergleichen denken. Solche theoretischen Bezeichnungen wecken den nach wie vor unerfüllten Anspruch, präzise gezeigt zu bekommen, worin sich dieses postmoderne Subjekt denn *strukturell* von schizophrenen Personen oder von dem vor allem in den USA viel diskutierten, zeitgenössischen Massenphänomen der *Multiple Personality Disorder* (MPD) unterscheidet.<sup>12</sup> Werden solche Differenzen nicht genauestens dargelegt, arbeitet man einer Komplexitätsreduktion des erfahrungswissenschaftlichen Denkens in die Hände, die unsere Erkenntnismöglichkeiten drastisch beschneidet. Das Phänomen der MPD läßt sich zumindest grob dadurch charakterisieren, daß in diesem Fall die einzelnen Selbst ein und derselben Person in unkontrollierbarer Weise wie eigenständige, voneinander unabhängige „Persönlichkeiten“ fungieren „who possess their own moods, memories, and behavioral repertoires“ (McAdams 1997, S. 50). Personale Identität wurde in der vorliegenden Abhandlung dagegen als eine dynamische Struktur vorgestellt, die als Einheit der ihr (bzw. den synthetisierenden psychischen Aktivitäten des Subjekts) zugrundeliegenden Differenzen (in der Zeit-, Sozial- und Sachdimension) aufgefaßt werden kann. Was aber genau ist, strukturtheoretisch expliziert, im Unterschied zu diesen beiden Möglichkeiten das postmoderne, „plurale“, „multiple“ Selbst? Eine zufriedenstellende Antwort auf diese theoretisch zentrale Frage steht nach wie vor aus.

(2) *Oder* man beschreibt die Struktur des postmodernen Selbst gleich so, daß sich alle (angeblichen, dramatischen) Unterschiede gegenüber modernen Konzeptionen personaler Identität schon beim zweiten Hinsehen verflüchtigen. Dies ist meines Erachtens bei Welsch auf weiten Strecken der Fall (und auch bei anderen Autoren wie etwa Keupp). Was Welsch als „Konzept transversaler Subjektivität“ vorstellt und propagiert, mildert manch radikalen Ton in der

diagnostischen Ausgangsbeschreibung auf ein der modernen Theorie personaler Identität durchaus vertrautes Maß. Und manches kehrt in einer vom Leser doch eher unerwarteten Weise sogar ganz zurück – nicht zuletzt der Identitätsbegriff: „Wir stellen also sehr wohl laufend Identität her. Wir sind hartnäckige [sic!] Identitätskonstrukteure – und müssen das sein. Zersplitterung, Identitätsverzicht ist kein humanes Ideal. Nur ist die Identitätsherstellung wesentlich vielfältiger und komplexer (geworden), als man sich dies bislang vorgestellt hat“ (Welsch 1993, S. 311). Mit diesem „man“ können die wichtigsten Repräsentanten der modernen – psychologischen, soziologischen und teilweise auch der philosophischen – Theorie personaler Identität nicht gemeint sein: James, Mead, Goffman, Strauss, Freud, Erikson, Kohut, Krappmann, Habermas, Döbert, Nunner-Winkler, Joas, Bruner, McAdams, Ricœur, usw. usw. – deren Vorstellungen sind mitnichten so simpel, wie es das letzte Zitat nahelegt. Ihnen allen ist die Vorstellung eines dezentrierten Subjekts vertraut. Identitätskonzeptionen, die die mit sich identische Person als „absolutistisches Subjekt“ (ebd., S. 308) oder „wie einen Sonnengott im Glanz seiner Attribute“ (ebd.) auffassen, sucht man bei ihnen ebenso vergeblich wie den Gedanken, der als Identität bezeichnete Zusammenhang habe die Form „eines Systems oder einer durchgängigen Bestimmtheit durch eine Erst- oder Letztinstanz“ (ebd.). Dagegen findet sich der Gedanke einer von (teilweise unauflösbaren) Spannungen, Konflikten und Krisen durchzogenen „Identität im Übergang“ (Sommer 1987; Welsch 1990) sehr häufig und in zahlreichen Spielarten.

Welsch hält nun nicht allein am Identitätsbegriff selbst fest – wobei fraglich ist, ob dies semantisch noch Sinn macht, wenn die Person nicht mehr als nämliche Einheit gedacht werden soll. Auch der Kohärenzbegriff wird von Welsch keineswegs aufgegeben. (Dies gilt übrigens, trotz einer anderslautenden Ankündigung im Vorwort von Keupp, auch für die erwähnte Publikation von Kraus.) Allerdings scheint mir auch die Bestimmung dieses Begriffs präzisierungsbedürftig. In welchem genauen Sinn Kohärenz (und Identität) durch die von Welsch postulierte „Übergängigkeit“ bewahrt werden soll, bleibt unklar. Im übrigen ist festzustellen: Der Verweis auf die „transversale Struktur“ des zwischen psychisch Differentem („verschiedenen Subjektanteilen“) bestehenden Zusammenhangs kann nicht als radikale Erneuerung der Subjekttheorie betrachtet werden. Wenn Welsch schreibt, daß erst „Transversalität und Pluralität zusammen [...] die Struktur gelingender Subjektivität“ (ebd., S. 316) ergeben, bewegt er sich ganz nah bei den Ursprüngen der modernen, psychologischen Theorie personaler Identität.<sup>13</sup> Dasselbe gilt für Welschs wichtige Betonung des für die entwickelte Subjektivität konstitutiven Vermögens, nicht nur Übergänge, sondern auch Differenzen und Begrenzungen *zu bilden* (Welsch 1991, S. 360), schließlich für seine Forderung und Hoffnung, „auf schwankendem Boden etwas Rechtes zustande zu bringen“ (ebd., S. 361).

Eine durchaus vergleichbare Präsenz des vermeintlich Alten im angeblich Neuen läßt sich bei zahlreichen Autorinnen und Autoren entdecken, die eine postmoderne Psychologie vertreten oder dieser nahestehen. Nicht selten bezeugen dies irritierende Widersprüche in der Argumentation und im Gebrauch von Begriffen. Die soeben vorgestellten Alternativen, durch die wesentliche theoreti-

sche Schwächen der Psychologie des postmodernen Selbst markiert werden können, gehen dementsprechend bisweilen Hand in Hand. Welsch etwa möchte den Begriff der Polyphrenie von all seinen pathologischen Denotationen (und Konnotationen) befreien und affirmieren, um den Normalzustand „realer Subjekte heute“ (und sogar eine gelingende Identität) theoretisch zu beschreiben (1991, S. 358). Ebenso aber will er ein „transversales Konzept von Identität und Subjektivität“ einführen (Welsch 1993, S. 313), von dem er sagt: „Dies – und nur dies – garantiert, daß die Pluralität nicht in Polyphrenie zerfällt“ (ebd., S. 312).

Das Anliegen, leidvolle Zustände psychischer Gespaltenheit und Zersplittertheit, die die Orientierungs-, Handlungs- und Beziehungsfähigkeit eines Menschen massiv beeinträchtigen, vom bereichernden Umgang mit Pluralität und Differenz zu unterscheiden, teilt Welsch mit allen Vertretern der psychologischen und soziologischen Identitätstheorie. Wer diese Theorie heute ein bemerkenswertes Stück voranbringen und dabei auch noch eine Zeitdiagnose auf der Höhe ihrer Zeit formulieren will, die klarmacht, was es heißt, in unseren Tagen Subjekt zu sein und sein zu können, muß die typisierenden und akzentuierenden, strukturtheoretischen Unterscheidungen zwischen dem leidenden und kranken, dem modernen und dem postmodernen Subjekt sehr viel genauer entfalten und empirisch verankern, als es, wenn ich recht sehe, die Apologeten des Menschen der neuesten Zeit bislang getan haben.

## Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz gehört in eine Reihe von Arbeiten, die derzeit im Rahmen einer am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen angesiedelten, von Burkhard Liebsch und dem Autor geleiteten Studiengruppe entstehen. Die interdisziplinäre Forschungsgruppe befaßt sich seit dem 1. Oktober 1999 mit dem Thema „Lebensformen im Widerstreit. Identität und Moral unter dem Druck gesellschaftlicher Desintegration“.
- 2 Ich schlage an dieser Stelle eine andere Richtung ein als Ricœur (1996) in seinen luziden Ausführungen über personale Identität. Ricœurs doppelte Antwort auf die Frage, was die ununterbrochene Kontinuität und Beständigkeit in der Zeit gewährleistet, rückt (neuerdings wieder) den *Charakter* und sodann das *gehaltene Wort* (ebd., z.B. S. 147ff., 153f.) in den Mittelpunkt. Eine Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Charakters und des eingelösten Versprechens für die personale Identitätsbildung muß hier unterbleiben. Selbstverständlich behält auch in Ricœurs neuestem Buch die Erzählung großes Gewicht für die Analyse der Identitätsbildung und -wahrung. Zur Schwierigkeit, Ricœurs erzähltheoretischen Ansatz mit seinen jüngeren, am Paradigma des Versprechens und der Bezeugung orientierten Überlegungen zur praktischen Selbstkontinuierung zu vereinbaren, vgl. Liebsch (1999). Im folgenden wird der Begriff der Kontinuität aus dem Blickwinkel einer Theorie narrativ-autobiographischer Kompetenz betrachtet (vgl. auch Straub 1998c). Mit Ricœur teilen die folgenden Überlegungen das Interesse an Formen einer „Beständigkeit in der Zeit, die sich nicht auf die Bestimmung eines *Substrates* [...] reduzieren läßt; [...] die nicht bloß das Schema der Kategorie der Substanz darstellt“ (ebd., S. 147).
- 3 Allerdings erhalten zeittheoretische Argumente nicht immer das ihnen m.E. gebührende Gewicht. So begründet auch Fritz Schütze seine narrativistische Soziologie, speziell in seinen bedeutenden Arbeiten zur längst bewährten „Technik“ des „narrativen Interviews“, vor allem mit herrschaftskritischen, alltagssoziologischen und insbesondere mit sprachtheoretischen Argumenten, die (in häufig kritisierter Weise) die Korrespondenz oder Homologie zwischen erzähltem und erlebtem Leben in den Vor-



dergrund rücken. In der narrativistischen Geschichtstheorie spielen zeittheoretische Überlegungen dagegen seit jeher die zentrale Rolle (vgl. Straub 1998c). Die Praxis des Geschichtenerzählens und die narrative Kompetenz von Subjekten ziehen seit einiger Zeit auch das Interesse der Psychologie auf sich. Die (durchaus heterogenen) Ansätze und Forschungen haben dazu geführt, daß manche bereits von einer „narrativen Wende“ oder einer „narrativen Psychologie“ sprechen. Zum Überblick vgl. Bruner (1997), McAdams (1993, 1996, 1997, S. 63ff.), Polkinghorne (1988) sowie die Beiträge in Sarbin (1985) und Straub (1998b). Polkinghorne (1998, S. 12) legt in seiner informativen Übersicht nahe, daß die postmodernen Ansätze in der narrativen Psychologie eine Heimstätte gefunden hätten. Dies gilt jedoch allenfalls mit erheblichen Einschränkungen. Einige der psychologischen Arbeiten, die sich mit dem Erzählen und der Rezeption von Geschichten sowie damit verknüpften Fragen befassen, sind in epistemologischer, theoretischer, methodologischer und methodischer Hinsicht keineswegs postmodern. Speziell das Konzept der narrativen Identität ist *kein* Produkt des spezifisch postmodernen Denkens.

- 4 Was die religiöse Konversion angeht, stellt diese im übrigen gerade *keine* Möglichkeit dar, eine spezifisch moderne Identität aufrechtzuerhalten. Die „Logik der Bekehrung“ (Leitner 2000) zielt nämlich darauf ab, die bisherige Biographie und Identität radikal von sich abzutrennen. Nach einer erfolgten Bekehrung mag es Glaubenskrisen und andere Zweifel geben, aber keine Identitätskrisen im modernen Sinne mehr. Leitner erörtert, warum man diesen Wandel nicht als Regression begreifen und disqualifizieren sollte. Analoges gilt selbstverständlich für andere (historische, kulturspezifische) Formen personalen Seins, die der hier entfaltete Identitätsbegriff ebenfalls nicht angemessen beschreiben kann.
- 5 An anderer Stelle habe ich darzulegen versucht (Straub 1998c, z.B. S. 151), warum in der narrativen Bearbeitung von Kontingenz eine spezifische Form der pragmatischen oder phronetischen Vernunft, also eine spezifische Form menschlicher Intelligenz, am Werk ist. Dabei wird erörtert, daß auch diese Form praktisch-phronetischer Intelligenz *nicht ausschließlich* formaltheoretisch bestimmbar ist. Auch sie schöpft aus konkreten Erfahrungen, aus denen sie kluge Schüsse zieht. Einzigartig ist, daß allein das narrative Denken diese Schlüsse nicht nur anschaulich konkretisiert und an Beispielen festmacht, sondern stets innerhalb eines temporal strukturierten Sinnzusammenhangs entfaltet und plausibilisiert (ebd., S. 158ff.).
- 6 Es liegen seit geraumer Zeit Analysen von (autobiographischen, historischen) Erzählungen vor, die – mehr oder weniger übereinstimmend – bestimmte Charakteristika hervorheben (z.B. Boothe 1992; Bruner 1998; McAdams 1997, S. 63ff.; Straub 1998c).
- 7 Diese Ausdrucksweise deckt sich nicht mit Gedanken, die die konstitutive Sozialität und die offene Zukunft eines jeden Selbst bedenken, wenn sie dieses vom Anderen her, mithin als Anderes, bestimmen.
- 8 Man beachte, daß diese normative Orientierung Welschs „Beschreibungen“ des alten so gut wie des neuen Subjekttypus zutiefst prägt, und zwar von Anfang an. Sie ist seinem deskriptiven und analytischen Vokabular inhärent.
- 9 Allein aus zeitökonomischen Gründen wurde eine „personenidentische Verknüpfung von Markt-Media-Daten aus einer bereits vorhandenen, umfassenden Studie im Burda-Verlag, der Typologie der Wünsche 1992 (TdW '92), mit neu zu erhebenden Einstellungs- und Verhaltensfragen“ (ebd., S. 20) nötig. Es wurden Frauen, die im Rahmen der TdW '92 jeweils ca. 45 Minuten über die im letzten Erscheinungsintervall gelesenen Zeitungen und Zeitschriften befragt und um weitere statistische Angaben gebeten wurden, noch einmal interviewt. Allgemein gilt: „Die Typologien zur Geschlechtsrollenorientierung und zum Pluralitätsbewußtsein werden nicht nur zur Gesellschaftsdiagnostik genutzt, sondern auch zur Feststellung von Konsumentenpotenzialen“ (Reigber 1993, S. 42).
- 10 Das Gedicht heißt „Das Sprüchwort spricht“ und lautet: „Scharf und milde, grob und fein,/vertraut und seltsam, schmutzig und rein,/der Narren und Weisen Stelldichein:/

- dies Alles bin ich und will es sein./Tauben zugleich, Schlange und Schwein“ (zit. nach Welsch 1993, S. 300).
- 11 Aus Nietzsches poetischer Selbstbeschreibung, der nicht nur gewagte, unerhörte Gedanken, sondern auch äußerst riskante Selbstexperimente und einschneidende existenzielle Erfahrungen, die dem Philosophen und Psychologen an Herz und Nieren gingen, *vorausliegen*, ist in den Händen der Einstellungs- und Meinungsforschung ein doch eher harmloser, von Krisen und Konflikten weitgehend gereinigter „Anflug postmodernen Bewußtseins“ geworden – gleichsam ein Nietzsche für den Hausgebrauch in der heimeligen Wohnstube.
  - 12 Von MPD berichtete die französische psychiatrische Literatur übrigens bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts (Hacking 1995; McAdams 1997, S. 50). Dabei ist wichtig zu sehen: „In the late 19th century, multiple personality disorder provided a new way to be an unhappy person“ (McAdams 1997, S. 51). Hacking (1995, S. 236) sieht das Phänomen heute als „a culturally sanctioned way of expressing distress“. McAdams weist im übrigen darauf hin, daß die Psychiatrie vom Label MPD mittlerweile abgekommen ist und die Bezeichnung „*dissociative identity disorder*“ vorzieht. Zweck dieses Namenwechsels ist „to dampen the idea that such a disorder involves the proliferation of autonomous, executive agents possessing complete alternative personalities“ (ebd., S. 54). Sodann zitiert er erneut Hacking (1995, S. 266), der ebenfalls betont, durch die neue Namensgebung solle ganz unzweideutig die pathologische Seite dieses Phänomens zum Ausdruck gebracht werden, die „disintegration, the loss of wholeness, the absence of the person“. Wer an MPD leidet, hat demnach eher von etwas zuwenig („selfing“, Identität) als zu viele Selbstes.
  - 13 Freuds bekanntes Diktum von der „Trockenlegung der Zyudersee“, das von Welsch (1991, S. 365, Fußnote 55) zitiert wird, ist gewiß nicht so gemeint, als solle das Ich dem Es den Garaus machen. Abgesehen davon, daß Freud als „psychologischer Realist“ diese Forderung für einen in seiner Frömmigkeit illusionären Wunsch gehalten hätte, hat er ja in einzigartiger Weise gerade auch auf die möglichen psychopathogenen Wirkungen der Unterdrückung von Bedürfnissen des Es (vor allem durch das Über-Ich) hingewiesen. Analoges gilt für die berühmte Formel, nach der *Ich werden soll, wo Es war*. Auch damit wird – in den Termini der zweiten, 1923 formulierten Topik gesprochen – keiner Reduktion der drei psychischen Instanzen auf zwei das Wort geredet. Wiederum wäre dies ein illusionärer Wunsch, den das „arme Ich“, das nach Freud ja nicht einmal Herr im eigenen Hause ist, ohnehin nicht erfüllen könnte.

## Literatur

- Angehrn, E.: Geschichte und Identität. Berlin/New York 1985
- Ashmore, R.D./Jussim, L.: Self and Identity. Fundamental Issues. New York/Oxford 1997
- Boothe, B.: Die Alltagserzählung in der Psychotherapie. Berichte aus der Abteilung Klinische Psychologie, Nr. 29/1. Zürich: Institut für Psychologie der Universität. 1992
- Bruner, J.S.: Sinn, Kultur und Ich-Identität: zur Kulturpsychologie des Sinns. Heidelberg 1997 (Original 1990)
- Bruner, J.S.: Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen. In: Straub, J. (Hrsg.). Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt a.M. 1998, S. 46-80
- Darmstädter, T./Mey, G.: Lieber nicht glücklich? Alternative Lesarten in der identitätstheoretischen Diskussion. Forschungsbericht Nr. 2-97 aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin. Berlin 1997
- Döbert, R./Nunner-Winkler, G.: Adoleszenzkrise und Identitätsbildung. Frankfurt a.M. 1975
- Döbert, R./Habermas, J./Nunner-Winkler, G.: Zur Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Entwicklung des Ichs. Köln 1977, S. 9-30

- Erikson, E.H.: *Kindheit und Gesellschaft*. Zürich 1957 (Original 1950)
- Erikson, E.H.: *Das Problem der Ich-Identität*. In: Ders.: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a.M. 1973, S. 123-224 (Original 1959)
- Erikson, E.H.: *Der vollständige Lebenszyklus*. Frankfurt a.M. 1988 (Original 1982)
- Frey, H.P./Haußer, K.: *Entwicklungslinien sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung*. In: Dies. (Hrsg.): *Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung*. Stuttgart 1987, S. 3-26
- Gergen, K.J.: *Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne*. In: *Psychologische Rundschau* 41 (1990), S. 191-199.
- Gergen, K.J.: *Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben*. Heidelberg. 1996 (Original 1991)
- Giddens, A.: *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Cambridge 1991
- Gross, P.: *Bastelmentalität: ein „postmoderner“ Schwebezustand?* In: Schmid, T. (Hrsg.): *Das pfeifende Schwein*. Berlin 1985, S. 63-84
- Habermas, J.: *Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?* In: Habermas, J./Heinrich, D.: *Zwei Reden. Aus Anlaß des Hegel-Preises*. Frankfurt 1974, S. 23-84
- Habermas, J.: *Moralentwicklung und Ichidentität*. In: Ders.: *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*. Frankfurt a.M. 1976a, S. 63-71
- Habermas, J.: *Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?* In: Ders.: *Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus*. Frankfurt a.M. 1976b, S. 92-126
- Habermas, J.: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt a.M. 1981
- Hacking, I.: *Rewriting the Soul: Multiple Personality and the Sciences of Memory*. Princeton, NJ 1995
- Helsper, W.: *Das „postmoderne Selbst“ – ein neuer Subjekt- und Jugend-Mythos? Reflexionen anhand religiöser jugendlicher Orientierungen*. In: Keupp, H./Höfer, R. (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a.M. 1997, S. 174-206
- James, W.: *The Principles of Psychology*. Vol. 1 u. 2. New York 1890
- James, W.: *Psychology: Briefer Course*. Greenwich, CT 1892 (Neuaufgabe Cambridge MA 1984)
- Joas, H.: *Einleitung*. In: Mead, G.H.: *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 1, hg. von Hans Joas. Frankfurt a.M. 1983, S. 7-18
- Joas, H.: *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt a.M. 1992
- Joas, H.: *Die Entstehung der Werte*. Frankfurt a.M. 1997
- Keupp, H.: *Bedrohte und befreite Identitäten in der Risikogesellschaft*. In: Barkhaus, A./Mayer, M./Roughley, N./Thürna, D. (Hrsg.): *Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens*. Frankfurt a.M. 1996, S. 380-403
- Krappmann, L.: *Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht*. In: Keupp, H./Höfer, R. (Hrsg.): *Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a.M. 1997, S. 66-92
- Krappmann, L.: *Soziologische Dimensionen der Identität*. Stuttgart 1969
- Kraus, W.: *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Pfaffenweiler 1996
- Leitner, H.: *Die Logik der Bekehrung*. In: Hoerning, E.M. (Hrsg.): *Biographische Sozialisation*. Stuttgart (im Druck) 2000
- Levita, D.J. de: *Der Begriff der Identität*. Frankfurt a.M. 1971 (Original 1965)
- Liesch, B.: *Einleitung. Fragen nach dem Selbst – im Zeichen des Anderen*. In: Ders. (Hrsg.): *Hermeneutik des Selbst – Im Zeichen des Anderen. Zur Philosophie Paul Ricoeurs*. Freiburg/München 1999, S. 11-43
- Maturana, U.: *Biologie der Sozialität*. In: Schmidt, S.J. (Hrsg.): *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt a.M. 1987, S. 287-302

- McAdams, D.P.: The stories we live by: Personal myths and the making of the self. New York 1993
- McAdams, D.P.: Personality, modernity, and the storied self: A contemporary framework for studying persons. In: *Psychological Inquiry* 7 (1996), S. 295-321
- McAdams, D.P.: The Case for Unity in the (Post)Modern Self: A Modest Proposal. In: Ashmore, R.D./Jussim, L. (Hrsg.): *Self and Identity. Fundamental Issues*. New York/Oxford 1997, S. 46-78
- Mey, G.: *Adoleszenz, Identität, Erzählung. Theoretische, methodische und empirische Erkundungen*. Berlin 1999
- Nunner-Winkler, G.: Das Identitätskonzept. Eine Analyse impliziter begrifflicher und empirischer Annahmen in der Konstruktion. In: *Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit. Hochschulexpansion und Arbeitsmarkt*. Nürnberg 1983, S. 151-178
- Nunner-Winkler, G.: Identität und Individualität. In: *Soziale Welt* 36 (1985), S. 466-482
- Nunner-Winkler, G.: Identitätskrise ohne Lösung: Wiederholungskrisen, Dauerkrise. In: Frey, H.-P./Haußer, K. (Hrsg.): *Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschungen*. Stuttgart 1987, S. 165-178
- Oevermann, U.: Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen. In: Müller-Doohm, S. (Hrsg.): *Jenseits der Utopie*. Frankfurt a.M. 1991, S. 267-339
- Polkinghorne, D.: *Narrative Knowing and the Human Sciences*. Albany 1988
- Polkinghorne, D.: Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. Beziehungen und Perspektiven. In: Straub, J. (Hrsg.): *Erzählung, Identität und Geschichtsbewußtsein – Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt a.M. 1998, S. 12-45
- Prandstraller, G.P.: *L'uomo senza certezze e le sue qualità*. Roma-Bari 1991
- Reigber, D./Alfermann, D. (Hrsg.): *Frauen-Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz*. Düsseldorf 1993
- Ricœur, P.: *Zufall und Vernunft in der Geschichte*. Tübingen 1985
- Ricœur, P.: *Zeit und Erzählung. Band 1: Zeit und historische Erzählung*. München 1988 (Original 1983)
- Ricœur, P.: *Zeit und Erzählung. Band 3: Die erzählte Zeit*. München 1991 (Original 1985)
- Ricœur, P.: *Das Selbst als ein Anderer*. München 1996 (Original 1990)
- Rosenberg, S.: Multiplicity of Selves. In: Ashmore, R.D./Jussim, L. (Hrsg.): *Self and Identity. Fundamental Issues*. New York/Oxford 1997, S. 23-45
- Sarbin, T.R. (Hrsg.): *Narrative Psychology. The Storied Nature of Human Conduct*. New York/Westport/London 1985
- Sommer, M.: Identität im Übergang. In: Ders.: *Identität im Übergang: Kant*. Frankfurt a.M. 1987, S. 14-89
- Straub, J.: *Historisch-psychologische Biographieforschung. Theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht*. Heidelberg 1989
- Straub, J.: Identitätstheorie im Übergang? Über Identitätsforschung, den Begriff der Identität und die zunehmende Beachtung des Nicht-Identischen in subjekttheoretischen Diskursen. In: *Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau* 14 (1991), S. 49-71.
- Straub, J.: *Zeit, Erzählung, Interpretation. Zur Konstruktion und Analyse von Erzähltexten in der narrativen Biographieforschung*. In: Röckelein, H. (Hrsg.): *Möglichkeiten und Grenzen der psychohistorischen Biographieforschung*. Tübingen 1993, S. 143-183
- Straub, J.: Identität und Sinnbildung. Ein Beitrag aus der Sicht einer handlungs- und erzähltheoretischen Sozialpsychologie. In: *Jahresbericht 94/95 des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Universität Bielefeld*. Bielefeld 1996, S. 42-90
- Straub, J.: Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: Assmann, A./Friese, H. (Hrsg.): *Identitäten*. Frankfurt a.M. 1998a, S. 73-104
- Straub, J. (Hrsg.): *Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt a.M. 1998b

- Straub, J.: Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung. In: Ders. (Hrsg.): Erzählung, Identität und Geschichtsbewußtsein – Zur psychologischen Konstruktion von Zeit und Geschichte. Frankfurt a.M. 1998c, S. 81-169
- Straub, J.: Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie. Berlin/New York 1999a
- Straub, J.: Handlungsbegriff und Handlungserklärung – typologische Unterscheidungen unter besonderer Berücksichtigung des narrativen Modells. In: Straub, J./Werbik, H. (Hrsg.): Handlungstheorie. Begriff und Erklärung des Handelns im interdisziplinären Diskurs. Frankfurt a.M./New York 1999b, S. 261-283
- Straub, J.: Identität als psychologisches Deutungskonzept. In: Greve, W. (Hrsg.): Psychologie des Selbst. Weinheim 2000 (im Druck)
- Thyen, A.: Negative Dialektik und Erfahrung. Rationalität des Nichtidentischen bei Adorno. Frankfurt a.M. 1989
- Todorov, T.: Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie. Berlin 1996
- Tugendhat, E.: Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen. Frankfurt a.M. 1979
- Welsch, W.: Identität im Übergang. Philosophische Überlegungen zur aktuellen Affinität von Kunst, Psychiatrie und Gesellschaft. In: Ders.: Ästhetisches Denken. Stuttgart 1990, S. 168-200
- Welsch, W.: Subjektsein heute. Überlegungen zur Transformation des Subjekts. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 39 (1991), S. 347-365
- Welsch, W.: „ICH ist ein anderer“. Auf dem Weg zum pluralen Subjekt? In: Reigber, D. (Hrsg.): Frauen-Welten. Marketing in der postmodernen Gesellschaft – ein interdisziplinärer Forschungsansatz. Düsseldorf/Wien/New York/Moskau 1993, S. 282-317

*PD Dr. Jürgen Straub, Kulturwissenschaftliches Institut, Goethestr. 31, 45128 Essen*